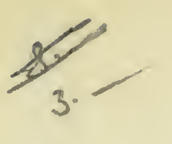
S C H E F T E R

YANKEES
UND
INDIANER







DIE SPIEGEL-BÜCHER

BAND 2



HERMANN HEINRICH SCHEFTER

YANKEES
UND
INDIANER

1.—10.
TAUSEND



WIEN / BERLIN / LEIPZIG
1927

Schutzumschlag nach einem Original-Aquarell
von H. S. v. Becker.

Druck von Holzwarth & Berger, Wien, IX., Kolingasse 19.

Meinem Freunde
H. S. v. Becker
(Asunción)



INHALT:

Seite

VORWORT.

Einmal ist es ein Landschafts- oder Stadtbild, das sich unserem Gedächtnis am dauerhaftesten einprägt, ein andermal eine Begegnung, die zum Erlebnis, oder eine Begebenheit, die zum Ereignis wurde; aber ob wir selbst über Land fahren, in den Straßen der Stadt wandern, bemerkenswerten Menschen begegnen, Zeuge eines Konflikts sind — oder ob wir nur lesen, erzählen hören, erfinden, das bleibt, verglichen mit der Wichtigkeit des gültigen Eindrucks, den uns das Erlebte, Gelesene, Erdichtete vermittelt hat, durchaus nebensächlich.

Die meisten Menschen haben ohnehin nicht die richtige Aufnahmsfähigkeit, um etwa das Wesen eines gewaltigen Wasserfalls, vor dem sie stehen, erfassen zu können. Sie sehen nur das viele Wasser und erschrecken vor dessen Wucht. Darum sind sie tags darauf nicht mehr imstande, das Gesamtbild zu reproduzieren, sie erinnern sich nur noch an bestimmte, oft unwesentliche Einzelheiten.

Solche Leute pflegen ihre Taschen mit Photographien zu füllen, um aus diesen all das viele, das sie gesehen, aber nicht in sich aufgenommen haben, nachträglich kennen zu lernen.

Deshalb sind Bücher, Ansichtskarten und Film für sehr viele Menschen ungleich empfehlenswerter als strapaziöse und teuere Reisen in ferne Länder und zu fremden Menschen. Bücher und Photos kann man, wenn sie enttäuschen, doch noch verwerten; dagegen ist das verausgabte Geld für zwecklose Reisen unwiderbringlich verloren.

Man kaufe daher Bücher, schon wegen des geringen Risikos, aber betrachte sie erst dann als Eigentum, wenn man sie gelesen hat. Ein Buch kann nur durch die Lektüre erworben werden, nicht vielleicht schon durch das Einkleben eines „ex libris“. Wer anders handelt, lügt ebenso, wie wenn er behaupten würde, er habe die Niagarafälle gesehen, weil er von ihnen ein paar Bilder besitzt.

Aber niemand lese die letzte Seite eines Buches zuerst, denn das ist eine im höchsten Grade unanständige Neugier. Jemand, der Bücher zu seinem eigenen Vergnügen schreiben kann, ist leicht beleidigt; einen, der sie bei hungrigem Magen zur Freude seiner Leser abfassen muß, kränkt die nicht verdiente schlechte Behandlung; jener schließlich, der die Welt mit seinem — meist sich mühsam abgequälten — Werk verbessern und vorwärts bringen will, ist gerechterweise empört.

Man beginnt am besten mit der ersten Seite, aber man höre sofort auf, wenn man keinen „Eindruck“ gewinnt; wenn der Dichter eine Landschaft schildert, hat der Leser ein Recht auf die Luft, bei einer Stadt auf den Lärm, bei einem Stall

auf den Geruch, bei einem Menschen auf den Charakter.

Ein nicht befriedigendes Buch schenke man möglichst bald einem Verwandten oder Freund zum Geburtstag und prüfe nicht lange, aus welchen Gründen es der Autor zu verfassen bemüßigt war.

Wien, im Jänner 1927.

H. H. Schefter.

REISEN.

Du liest die Zeitung, gehst ins Kino, rauchst,
Suchst den Genuß in tausend kleinen Dingen —,
Wie glücklich bist du, wenn du sonst nichts
brauchst!
Mir aber will dies Leben nicht gelingen.

Es lockt die Welt, die fern und unbekannt,
Nicht, weil nach Abenteuern mich gelüstet —,
Die gibt's im eignen wie im fremden Land:
Der Übermut hat nirgends abgerüstet.

Mich lockt das Meer, weil's sich unendlich dehnt,
Das neue Land, die Wälder, Steppen, Fluren,
Der freie Mensch, weil er sich gläubig wähnt
Der Gottheit näher als den Kreaturen.

Mich lockt das Leben, lockt das Sterben an —
Und — beides gleich, seit ich den Sinn ver-
standen;
Erst bin ich selig, wenn ich starten kann,
Dann freu' ich mich — auf's Landen. —

Nordamerikafahrt.



DER AUSWANDERER.

„Was haben Sie drüben vor?“ fragte ich mein Gegenüber, einen hageren, jungen Menschen, von dem ich nur wußte, daß er sich für einen Wiener ausgab.

„Raten Sie,“ sagte er lächelnd und lehnte sich in den Fauteuil des Rauchsalons, wo wir an jenem Abend die letzten Gäste waren, bequem zurück, „— vielleicht finden Sie sich in mir besser zurecht als ich selbst!“

Der Mann begann meine Phantasie lebhaft zu beschäftigen. Ich hatte geradezu Mühe, vom ersten Eindruck beginnend, alle meine bisherigen Beobachtungen in Reih’ und Glied zu ordnen. Als dies endlich gelang und ich Überblick gewonnen hatte, zog ich das Ergebnis zusammen: „Sie haben einen reichen Verwandten in den Vereinigten Staaten. Er besuchte Sie vor kurzem in Wien. Auf Ihre Bitte schickte er Ihnen die Schiffskarte?!“

„Gut geraten!“ rief der junge Mann — und spöttisch fügte er hinzu: „Es war allerdings nicht schwer . . .“

„Nein,“ gestand ich und wurde etwas verlegen.

„Mein Äußeres läßt nicht auf Vermögen schließen. Ohne einen reichen Verwandten drüben könnte ich mir die Kajütenklasse natürlich nicht leisten!

Nachdem bei uns wieder geordnete Verhältnisse eingetreten sind, kam mein Onkel nach vielen Jahren zum ersten Mal nach Europa. Er besuchte uns und erzählte so viel von seiner amerikanischen Heimat, daß ich mich entschloß, ihn um die Schiffskarte zu bitten. Sie kam prompt, aber ohne jeden Begleitbrief. Dann, drei Wochen vor meiner Abreise, langte folgendes Radiogramm ein: „Mitbringe alle in Europa auftreibbaren neuen Patente."

Ich sah mein Gegenüber erschrocken an und unbewußt entschlüpfte mir die Frage: „Und Sie haben wirklich? . . ." Weiter kam ich nicht, denn der Mann unterbrach mich lachend: „Sie haben wohl keine Ahnung?!"

„O — doch," wendete ich ein, „ich habe selbst schon einmal ein Patent angemeldet!"

„Wenn Sie eine Ahnung hätten," schrie er, nun schon wütend, „was es bedeutet, unter den Tausenden von nichtssagenden, lächerlichen Erfindungen, die jährlich zum Patent angemeldet werden, etwas wirklich Brauchbares zu entdecken — Sie würden . . ."

„Erlauben Sie" — warf ich mit verletztem Stolz ein — „es gibt keine lächerlichen Patente, sondern nur bedeutsame und weniger bedeutsame! Jede Erfindung wird vom Patentamt genau geprüft".

„Zu wenig genau!" schrie der aufgeregte Mensch.

Ich lächelte.

Da verstummte er ganz plötzlich und blickte mißvergnügt auf das unruhige Meer. Höflich ver-

suchte ich, die Beziehungen zu dem jungen Manne wieder anzubahnen und fragte interessiert: „Ist es Ihnen wenigstens gelungen, einige wertvolle Patente zu erwerben?“

Er fixierte mich eine Sekunde lang und überzeugte sich, daß ich vollkommen ernst zu nehmen war — aber im nächsten Augenblick schienen ihm doch wieder Bedenken aufzusteigen, denn er sagte: „Ich würde es bereuen, Ihnen etwas gewiß nicht Alltägliches erzählt zu haben, wenn Sie mich nachher auslachen.“

„Sie sind mißtrauisch geworden, aber ich kann Sie beruhigen: Ich lächelte nur über die etwas unamerikanische Aufwallung Ihres Temperamentes. Entschuldigen Sie, bitte, und erzählen Sie unbesorgt. Ich freue mich, endlich einen interessanten Fahrtgenossen gefunden zu haben — ich hatte diese heimliche Hoffnung schon fast aufgegeben. Das Spiel der Wellen wird auf die Dauer doch eintönig . . . Übrigens: Glauben Sie, daß wir morgen gutes Wetter bekommen?“

„Ich habe mein Instrument befragt,“ erwiderte der andere, sichtlich getröstet. „Das Neueste! Etwas wirklich Phänomenales! Ich entdeckte die Erfindung bereits vor einem halben Jahr. Nun erwarb ich sie für meinen Onkel — um einen Pappenstiel!“

Er zog eine Uhr aus der Westentasche und hielt sie mir hin. Ich sah einen einzigen Zeiger und las in der Richtung, die dieser wies: „Regen.“

„Sehr unerfreulich,“ brummte ich.

„Nur ein kleines Maschinchen, aber es funktioniert besser als das größte und teuerste Barometer!“ rief mein Vis-à-vis, in die Betrachtung des Zifferblattes versunken. „Ich verspreche mir von dieser Sache in Amerika großen finanziellen Erfolg!“

„Warum nicht?“ meinte ich zweifelnd. „Aber schade, daß das herrliche Instrument schlechtes Wetter prophezeit. Ich wünschte, es behielte Unrecht!“

„Ausgeschlossen!“ rief der Besitzer der Wetteruhr und versenkte sie wieder in seine Westentasche. Dann entzündete er eilig eine neue Zigarette an dem Stummel der alten und erzählte ohne drängende Nachhilfe meinerseits: „Ich habe achtundsiebzig Nummern in meinem Amerikaprogramm. Darunter befinden sich zwanzig tote Gegenstände, sechzehn Pläne, einunddreißig Mechanismen und elf lebende Vögel. Diese Vögel — vier Papageien und sieben Kanari — kaufte ich in Wien, weil ihr Preis dort augenblicklich weit unter jenem in Neuyork notiert. Es dürfte ein gutes Geschäft werden!“

„Die Papageien?“ fragte ich erstaunt. „Wo wollen Sie diese Vögel anbringen?“

„Mein Onkel ist Tierhändler. Einer der bedeutendsten von Neuyork! Ich werde in sein Geschäft eintreten und die Verwertung der europäischen Patente übernehmen!“

„Hoffentlich erleben Sie keine unangenehme Überraschung,“ wendete ich ein und bedauerte im

stillen, daß die Einwanderungsbehörden nicht die Impfung der Ahnungslosen mit der nötigen Dosis Skeptizismus vorschreiben — an Stelle der langwierigen, aber nutzlosen Quarantäne auf dem verrufenen Ellis Island.

Mein Gegenüber blinzelte mir zu und sagte mit deutlich merkbarem Triumph: „Ich kann keine Überraschungen erleben oder, besser gesagt: selbst die unangenehmsten werden schließlich noch zu angenehmen. Sie müssen nämlich wissen: Ich bin im Besitze eines Versicherungspatentes, das ermöglicht, jemanden um eine lächerlich niedrige Prämie gegen alle Überraschungen zu versichern!“

„Und was haben Sie noch?“ fragte ich, um mich vollkommen zu vergewissern, daß der Mann mir gegenüber nicht auf rechtliche Weise in den Besitz seines für alle Auswanderer vorgeschriebenen Gesundheitszeugnisses gekommen sein konnte.

„Morgen will ich Ihnen die Listen zeigen. Der größte Schlager dürfte die Miniatur-Visitenkartendruckmaschine sein — — — nicht größer als eine Zündholzschachtel und doch imstande, hundert Karten in drei Minuten tadellos sauber herzustellen!“

„Ja — aber,“ sagte ich, nur um etwas einzuwenden, „der Visitenkartenkonsum eines Normalmenschen ist doch nicht so groß, daß sich die Anschaffung einer kleinen Rotations — — —“

„Rotationspresse!“ rief er, wie elektrisiert. „Beinahe hätte ich das Wichtigste vergessen! Ich erwarb nämlich in letzter Stunde eine Konstruk-

tionszeichnung, die zwar noch nicht zum Patent angemeldet, aber dafür auch in Fachkreisen noch ganz unbekannt ist: Jede in Gebrauch befindliche moderne Rotationspresse kann durch eine einfache Vorrichtung auf die doppelte Produktion gebracht werden!“

Ich beschloß, der Unterredung ein Ende zu bereiten. „Haben Sie Feuer bei sich?“ fragte ich, während ich mich erhob und meine Taschen vergeblich nach Zündhölzern durchsuchte.

Mein Gefährte horchte erfreut auf. „Sie müssen sich deutlicher ausdrücken,“ sprach er mit großartiger Geste. „Ich trage bei mir Feuer in fester, flüssiger und zu Luft aufgelöster Form. Aber ich vermute, Sie wünschen bloß Zigarettenfeuer. Dafür genügt eines meiner Patentzündhölzchen, für die ich zehnjährige Garantie geben kann. Oder ziehen Sie ein elektrisches Feuerzeug vor?“

Um das Gespräch von den Patenten abzulenken, erkundigte ich mich bei dem Steward, der mir indessen Feuer gereicht hatte, über die Wetteraussichten. „Morgen gelangen wir in den Bereich der Golfströmung. Gewöhnlich ändert sich dann das Wetter mit einem Schlage,“ sagte er.

Als ich meine Kajüte aufsuchte, war ich für eine Zeitlang von jeder Entdeckungssucht geheilt. Wohltuend empfand ich die Einsamkeit meiner netten kleinen Kammer und noch lange lauschte ich dem Plätschern und Brausen der Wellen. Ihr Spiel beruhigte meine aufgeregte Phantasie.

Ich schlief fest und traumlos.

*

Sechs Wochen später traf ich in Neuyork einen Reisegefährten. Nach flüchtiger Begrüßung war seine erste Frage: „Erinnern Sie sich noch an den Wiener mit den vielen Erfindungen?“

Wie oft hatte ich an ihn denken müssen, wenn ich hörte, welches Los alle Einwanderer, wenn sie nicht geschickte Handwerker oder mit genügend Geld versehen sind, in diesem Land erwartet! Und ich lachte, als ich an die Papageien und Kanarienvögel dachte, an die Barometeruhr, an das Versicherungspatent, die Visitenkartendruckmaschine, die Rotationspresse und an das „feste, flüssige und luftige“ Feuer . . .

Und nun erfuhr ich, daß der junge, hoffnungsfreudige Neffe von seinem Onkel kurzerhand auf die Straße gesetzt worden war, als er seine europäischen „Schätze“ strahlenden Auges ausgepackt hatte. Das einzig Brauchbare, die kleine Barometeruhr, war — ein amerikanisches Patent.

IT 'S A LONG WAY . . .

Meine Kabine lag am Promenadendeck. Dies bringt Vorteile und Nachteile mit sich. Der größte Vorteil ist die leichte Erreichbarkeit der Behausung. Als Nachteil empfand ich insbesondere die nächtlichen Störungen durch promenierende Pärchen, die ihre Konversation möglichst laut zu führen pflegten, damit niemand Mißtrauen gegen die Art ihrer Unterhaltung fassen sollte. Auch meine Mittagsruhe wurde häufig in der unerhörtesten Weise gestört. Ein junges Mädchen, deren Deckstuhl während der ganzen Dauer der Überfahrt nahe meiner Kabine stand, begleitete ihren Gesang mit der Guitarre und mit übermenschlicher Ausdauer. Ihre Stimme stand in schroffem Gegensatz zu einem sehr erträglichen Äußeren. Das brünette Fräulein hatte ein zartes Gesicht, weiß wie Schnee, und ein paar große Braunaugen waren darin, in die man sich hätte verlieben mögen. Aber der Gesang war entsetzlich; und die Rücksichtslosigkeit, mit der sie nach dem zweiten Frühstück zu singen und spielen pflegte, immer genau zwei Stunden lang, hassenswert. Zur Ungerechtigkeit neigend wie gewiß jeder, der täglich aus seiner gewohnten Mittagsruhe aufgestört wird, haßte ich

schließlich nicht bloß die greuliche Stimme, sondern auch die Sängerin, die mit ihr begabt war.

Die junge Dame gehört nicht zu meinen angenehmen Reiseerinnerungen, aber es ist nötig, daß ich den Vorfall erwähne, da ich die Nachteile einer Kabine, die an das Promenadedeck grenzt, nicht verheimlichen will. Ich bin nicht boshaft genug, anderen Grünhörnern ebenso schlimme Erfahrungen zu gönnen.

Nur ein einziges Mal war ich als Inhaber einer Promenadedeckkabine unfreiwilliger Ohrenzeuge einer interessanten Unterhaltung und ich will mich bemühen, diese ohne alle Zutaten und Fortlassungen, kurzum: ohne lügenhafte Entstellung, oder, vornehmer ausgedrückt: mit Ausschaltung der eigenen Phantasie, wiederzugeben.

Ich vernehme zwei Stimmen; die laute, hohe eines jungen Mannes, der von Beruf verbummelter Student ist und nun in der sicheren Erwartung, daß die Vereinigten Staaten an ihm ihre helle Freude erleben werden, siegesgewiß hinüber fährt (offensichtlich mit gepumptem Gelde); und die zweite eines nordamerikanischen Kaufmannes, vierzig Jahre alt, verheiratet, Bankkontoinhaber usw.

„. . . Vergessen Sie nicht: einhundertzehn Millionen Einwohner! Unermeßliche Naturschätze! Phantastischer Reichtum!"

„Das alles wäscht sie nicht rein. Es ist und bleibt geraubtes Land! Von Rechts wegen gehört es den Indianern."

„Welchen Indianern?“

„Den Ureinwohnern; jenen wenigen, die der weiße Mann noch nicht umgebracht hat!“

„Sie verdanken Ihr Wissen, beziehungsweise: Ihr Unwissen offensichtlich... Ist Ihnen bekannt, daß Karl May niemals selbst in Amerika gewesen ist?“

„Jawohl, jawohl; aber wollen Sie etwa leugnen, daß . . .“

„. . . daß den armen Rothäuten schweres Unrecht widerfahren ist? Das ist Karl May, der in euren europäischen Köpfen umspukt. Bedenken Sie doch: Wo die indianische Rasse einst ein paar hundert jammervolle Dörfer besaß, ist ein Staat aufgebaut worden, der seinesgleichen in der Welt nicht hat. Über hundert Millionen Menschen weißer Rasse haben dort eine neue und sichere Existenz gefunden! Selbstverständlich sind die Ureinwohner auf entlegenes Gebiet zurückgedrängt worden — sofern sie es nicht vorgezogen haben, mit uns zu arbeiten.“

„Als Sklaven!“

„Solange sie frei waren, führten sie ein armseliges Leben und zerrieben sich in endlosem Kleinkrieg. Heute stehen ihnen alle Möglichkeiten des Fortkommens offen und für jene, die von ihren Bräuchen nicht lassen wollen, sorgt der Staat in der großzügigsten Weise.“

„Um sich reinzuwaschen!“

„Die Regierung hat diesen Indianern ein Terri-

torium zugewiesen, groß genug, um so viele zu fassen, wie jemals im Bereich der Union gelebt haben!“

„Sozusagen einen Tierpark, den jeder mit dem Auto aufsuchen darf, um sein Herz an dem Wohltätigkeitssinn der glorreichen Republik zu laben!“

„Sie sind sehr ungerecht. — Haben Sie schon einmal einen Indianer gesehen?“

„Wie sollte ich? Sie?“

„Meine Geschäfte lassen mir keine Zeit für solche Exkursionen.“

„Auch würde ein Ausflug in den Yellowstonepark Ihr Wissen nicht wesentlich vertiefen. Aber Südamerika . . .“

„Ja, dort . . . ganze Länder sind noch indianisch. Deshalb sind sie auch in der Kultur . . .“

„Sprechen Sie nicht von Kultur, mein Herr! Beleidigen Sie nicht ein Heiligtum, das weder durch Geld noch durch andere Machtmittel von unserem verarmten Kontinent über das große Wasser zu exportieren ist. Sagen Sie: Zivilisation!“

„Darin sind wir Amerikaner euch allerdings weit voraus. Und was die Kultur anbelangt . . .“

„Bitte — nichts von . . .“

„ . . . was die Kultur anbelangt, junger Mann, da wollen wir vorerst ’mal zwischen Kulturwerten, die leicht transportabel und solchen, die schwer transportabel sind, unterscheiden.“

„Transportabel??“

„Zum Beispiel: Gemälde alter Meister . . .“

„Ich bin im Bilde. Sie wollen Ihre Museen und Bibliotheken mit europäischen Geistesprodukten füllen, die Sie als Meistbietende zu erwerben in die Lage kommen dürften.“

„. . . bereits gekommen sind. Besichtigen Sie unsere Museen in Neuyork! Die Akademie in Philadelphia! Die Bibliothek in Washington! Und Boston — — Sie werden verblüfft sein!! Außerdem lassen wir uns alljährlich etliche zehntausend aus dem jungen, tüchtigen europäischen Nachwuchs kommen — Männer wie Sie, die ihre Kultur mitzubringen pflegen.“

„Sie führen sozusagen die Kulturträger ein? Sehr vernünftig! Aber wie gedenken Sie die „schwer transportable“ Kultur — worunter Sie wahrscheinlich den historischen Boden, die von der einstigen Größe Europas zeugenden Ruinen verstehen, überhaupt alle Erreger unseres eigentlichen Kulturmilieus . . .“

„Wenn wirklich ein Narr auf die unglückselige Idee verfallen sollte, solchen Kulturdünger nach Amerika importieren zu wollen, müßte sofort ein Einfuhrverbot erlassen werden!“

„Sie sind Yankee . . .“

„Gewiß, ich bin Yankee — und ebenso stolz auf unsere Vergangenheit, wie Sie, junger Mann, auf Ihre schwer transportable . . .“

„Sprechen Sie nicht von . . .!“

Das Ende des Dialogs entging mir; denn eben begann das garstige Mädchen zu singen und mu-

sizieren. Ich schloß das Fenster sehr geräuschvoll, warf mich auf mein Bett und zog die Decke trotzig über den Kopf. Aber noch in meinen Schlummer hinein krähte die grausame Stimme vor meiner Kabine das Lied:

„It 's a long way to Tipperary —
It 's a long way to go —
It 's a long way to Tipperary —
You are the sweetest girl I know — — —"

REISELEKTÜRE.

Ein um meine Weiterbildung chronisch besorgter Freund empfahl mir Freuds Vorträge über Psychoanalyse als passendste Reiselektüre. Ich folgte dem gutgemeinten Rat, kaufte mir die handliche Taschenausgabe und meinte nun, literarisch vorzüglich ausgerüstet und gegen Langeweile und geistige Verarmung vollkommen gewappnet zu sein.

Und als ich nach einigen Tagen Seereise diese Gefahren nun wirklich herannahen fühlte, nahm ich das Buch, begab mich auf das Promenadedeck und versuchte, mich in die Lektüre zu vertiefen.

Aber es wollte mir einfach nicht gelingen, meine Gedanken und meine Blicke auf das Buch zu konzentrieren.

Im links benachbarten Deckstuhl lag eine junge Dame, in Decken gehüllt und in Kissen gelagert und las — — und ich traute meinen Augen kaum: sie las in einem gleichen Buche wie ich. Ganz gleiche Größe, Einband und Farbe hatte es, nur noch ein Lesezeichen aus dunkelblauer Seide. Sie las mit großem Ernst. Ihre Augen starrten dann und wann ins Meer, während sie einen gelesenen Satz geistig verarbeitete. Und wenn sie mich ansah, hatte ich das unbestimmte Gefühl, daß sie an

etwas ganz anderes dachte. „Vielleicht analysiert sie sich eben,“ überlegte ich und wendete den Blick von ihr ab, um ihre Andacht nicht durch profane Koketterie zu stören.

Ich wunderte mich, daß die junge Frau imstande war, sich an diesem sonnigen Spätsommertag in die Freudschen Vorlesungen zu vertiefen, während meine eigenen fortgesetzten Konzentrationsversuche dauernd erfolglos blieben.

Anfänglich regte sich in mir die Scham — doch bald wirkten dieser weitaus primitivere, aber stärkere Empfindungen: Neid und Ärger, siegreich entgegen. Deshalb hielt ich mich berechtigt, die Lektüre der Dame als ungehörig zu klassifizieren.

„Wenn man eine junge, schöne Frau ist, lese man nicht Vorträge über Psychoanalyse,“ sagte ich mir. „Dann lasse man sich nach dem altbewährten System Dornröschen erlösen und halte sich fern von jenem Freud — — —“

Ich resignierte vor der bezwingenden Logik meiner Erkenntnisse und legte das Buch beiseite. Aber ohne Lust und Talent für den Erlöserberuf wendete ich mich endgültig von der Unglücklichen — die immer mehr in Trance kam — ab und sah mich nach fröhlicherer, freudloser Damengesellschaft um.

Und richtig, einige Deckstühle weiter nach rechts, da lag eine putzige kleine Miß, allerliebst geschminkt und gepudert — die las gewiß Maupassant, Balzac oder gar Boccaccio — — Eine Zeitlang beobachtete ich sie: Aber auch bei ihr fand

ich den gleichen gespannten Ausdruck in den allerdings ausdrucksloseren Zügen wie bei meiner Nachbarin zur Linken. Und auch die kleine Miß hielt — das ganz gleiche Buch in der Hand wie ich — — —

Nun begann es mir endlich zu dämmern . . . Ich eilte in den Damensalon, wo der Bücherschrank stand, ließ ihn vom Steward öffnen — und brauchte nicht lange zu suchen. In dem obersten Regal der Schiffsbibliothek stand eine kurze Reihe Leinenbände, jeder in Einband und Format dem meinen völlig gleich.

Es war die englische Originalausgabe von Edgar Rice Burroughs Tarzan-Affengeschichten.

NEUYORK.

Die Hafeneinfahrt:

Dunst und Nebel. Durchschimmernd Schatten. Gespenstisch, grau. Undeutlich ein Denkmal: die Statue der Freiheit? Ungeheuer erhaben; und vielverheißend! Oder — Bluff?

Ein verankertes Schiff. Dort ein zweites, im Dock. Hier andere, geräuschlos gleitend. Hundert Schiffe. Und Ferryboote.

Aus Schatten werden Kulissen. Das Meer wird zur Bühne. Die Krane sind Mimen. — Grotesk!

Ächzen, Stöhnen. Pfeifen, Brüllen. — Glocken und Sirenen.

Ist das der Mensch?

Nein: es sind die Maschinen.

Die Nebel verziehen. Tief unten bleibt Dunst. Darüber fällt Licht . . .

Doch nicht Kulissen? Realitäten? In den Wolken?

Eins bis zehn. Zehn bis zwanzig. Stockwerk dreißig. Dreißig, vierzig. Vierzig, fünfzig. sechz . . . Mensch, bist du verrückt?

Pier grenzt an Pier. Die Schiffe sind Riesen! Mammuts.

Ein Drama! . . . Nicht Komödie?

Stahl und Eisen. Stein und Beton. Felsen, Wasser.

Zauberei? Wahnsinn? . . . Oder — Spiel?

No Sir: money. Money, money. To make money, Sir!

*

Manhattan:

Buildings, Autos. Autos, Autos. Subway, Schicht auf Schicht. Hochbahn, Busse. Straßenbahnen.

Und nun Menschen. Endlich Menschen! Sie hasten, rennen. Aber sie kaufen. Kaufen!

Eng die Gassen; auch die Straßen. Kein Stückchen Himmel!

Doch — ist hier nicht Broadway? und Wallstreet? Wer sucht hier den Himmel?

Himmel hat Jersey, Texas. Und Florida. Tiefblauen Himmel und Licht.

Hier aber ist Broadway; herrscht Wallstreet; hier gibt es „shares" wie dort Licht!

*

Fifth Avenue:

Millionäre. Billionäre. Schmucke Bauten: die Verschwendung! — oft nur vier, fünf Stock.

Schöne Frauen. Große, schlanke. Stolz und edel. Bubiköpfe, blond, rot, schwarz, brünett. Teure Kleider. Bunte Schuhe. Beine, Beine! Aber Schminke. Puder, Schminke. Brauen-, Lippenstift.

Shares und Schminke.
Arme Menschen . . .

*

Im Pennsylvaniahotel:

Die Foyers Säle. Dutzendweise Lifts. Halloo — Portier?

Schalter eins? zwei? drei? . . . acht? . . . elf! Hurra — endlich!

Zimmer?

Welches Stockwerk: Dreißig? Zwanzig? — Sieben Dollar.

Auto Dollar. Tragboy Dollar. Lift nach zwanzigelf.

Ein Riesenbett. Bad, Telephone. Bücher? Was — nur Bibeln? Und gleich drei?

Noch gefällig?

Danke, nichts mehr.

Shares und Schminke. Bluff und Bibeln.

To make money, Sir.

LASTERHAFTES UND LÄSTERLICHES.

Motto: § 1 eines nicht bürgerlichen Gesetzbuches, welcher lautet: „Durch Gesetze läßt sich die Menschheit nicht erziehen!“

Mister Young ist ein mittelgroßer, gut genährter, sehr lebhafter Mann und seit einer halben Stunde mein Freund. Wir lernten einander bei etlichen Glas Whisky in der winzigen Bretterbude, die sich hochtrabend „Grand Hotel Philadelphia“ nennt, in einem kleinen Nest des amerikanischen Ostens rasch und gut kennen.

Die Stimmung ist schon recht vorgeschritten und Mr. Young gegen mich aufgebracht, weil ich mir erlaubte, mit ihm in amerikanischen Staatsgrundfragen verschiedener Meinung zu sein. Er schlägt mit der Faust auf den einzigen Tisch des „Hotels“ und ruft mit unnützem Aufwand an Stimmitteln: „Nein, es gibt bei uns keinen Alkohol und keine Prostitution! Wagen Sie etwa, das Gegenteil zu behaupten?“

Ich lächle bloß überlegen.

„Natürlich, ihr Neulinge wißt alles besser als wir! Kennen Sie Amerika überhaupt?“ fragt er spöttisch.

„Meinen Sie die Vereinigten Staaten?“ verbessere ich seine Fragestellung.

„Das ist — Amerika!“ entgegnet er überlaut und in sein Gesicht kommt plötzlich ein furchtbar kriegerischer Zug. „Sie kennen die Welt nicht! Darum kennen Sie Amerika nicht! Es gibt bei uns weder Alkohol noch Prostitution!“

„Allright.“

„Bei uns werden die Gesetze respektiert! Wir haben dem Alkohol und der Prostitution von heut' auf morgen entsagt, wir sind aus einem friedliebenden Volk über Nacht zu einem kriegerischen geworden — und als wir mit unseren Bundesgenossen bis zur Grenze ihrer Kreditwürdigkeit Geschäfte gemacht, ließen wir sie den Krieg gewinnen. Nun —“ er holte tief Atem, ehe er den gewichtigen Satz aussprach, „nun haben wir Europa zu einem idealen Frieden verholfen! — Wir sind das tüchtigste Volk der Welt! Wir respektieren unsere Gesetze! — Steward! Noch einen Whisky!!“

Mein neuer Freund ist ein Spaßvogel.

„Sie haben recht, Mister Young: Ich kenne nur wenig von der Welt. Aber — sind Sie schon weit herumgekommen?“

„Ich? —“ meint er verblüfft, „wozu? — Wir haben in Amerika alles, was wir brauchen. Bei euch in Europa sind die Geschäfte faul!“

„Aber wir haben Bier . . . Bier . . . und Wein . . .“ flüstere ich verführerisch.

Er schüttelt sich wie ein gegen seinen Willen gebadeter Pudel und spuckt aus.

„Das Ausspucken ist in dieser schönsten aller

Städte verboten!“ rufe ich neckend und in der Absicht, den Sünder zu überführen. Und ich kann mir nicht versagen, noch hinzuzufügen: „Auch der Whisky . . .“

„Alles ist bei uns verboten — aber nur für die Neger!“ meint Mr. Young lächelnd. „Die Neger sind gutmütige Kerle, solange sie nüchtern sind. Man mußte den Alkohol verbieten, damit sich die Neger nicht betrinken können.“

Spottlustig werfe ich neuen Zündstoff in die Unterhaltung, damit sie nicht harmlos verglimme. „Die persönliche Freiheit ist bei uns noch größer als hier. Auch haben wir keine Neger. Wir sind eine Nation!“

„Auch wir sind im Begriff, eine Nation zu werden!“ ruft Mr. Young, dessen Amerikanismus neu entflammt ist.

„Sie haben Neger!!“

„Die nordamerikanischen Neger — sind keine mehr: Sie sind vollwertige Staatsbürger!“

„Immerhin schwarz; warum verbieten ihre Gesetze nicht, daß sie schwarz sind?“

„Das Gesetz steht bevor! Es gibt keinen Alkohol und keine Prost . . .“

„Prost!“ Ich erhebe mein Glas.

„Nein . . . Prostitution wollte ich sagen!“ ruft Mr. Young. Aber er nimmt doch sein Glas und trinkt. „Steward, noch einen Whisky!“

Als er ihn erhalten hat, zwinkert er mir vielsagend zu und flüstert: „Leider muß ich jetzt aufbrechen. Ich habe noch etwas vor . . .“

Eilig trinkt er aus. Er läßt sich nicht daran hindern, die ganze große Zeche allein zu bezahlen. Dann treten wir ins Freie.

Die kühle Nachtluft erfrischt nach einstündigem Aufenthalt in dem verräucherten „Grand Hotel Philadelphia“ mit seinen kaum hundert Kubikmetern Luftraum. Der Vollmond mitten am sternenhellen Nachthimmel sieht aus wie ein papierenes Lampion. Mr. Young staunt ihn an: „Was es doch bei uns in Amerika alles gibt! So was Schönes habt ihr gewiß nicht drüben in Europa?“

Ich beteure: „Nein.“ Und dann verabschiede ich mich von dem etwas schwankenden, neuen Freund, der unternehmungslustig in eine finstere Gasse abschwenkt, offenbar, um den anderen verbotenen Paragraphen ad absurdum zu führen.

Zu spät fällt mir ein, daß ich ihn fragen wollte, ob auch dieser nur — für die Neger geschaffen worden sei.

UNBEGREIFLICHES.

Die Gewohnheiten der Amerikaner hatten meine Anstandsbegriffe etwas verwirrt und ich suchte einen Freund auf, in der Erwartung, mit Hilfe seiner Aufklärungen und Ratschläge wieder Ordnung in das zerstörte System meiner europäischen Theorien zu bringen.

„Wie gefällt es Ihnen in Amerika?“ fragte mein Freund, ein tüchtiger, sehr gesuchter Arzt — und gleichzeitig Besitzer eines stark frequentierten Fünfcentbasars.

„Ich möchte mir noch kein Urteil anmaßen!“

„Also — es gefällt Ihnen nicht bei uns?“

„ . . . Manches nicht.“

„Zum Beispiel?“

„ . . . Ich bin gewohnt, den Hut abzunehmen, wenn ich grüße oder ein Lokal betrete, in dem es nicht zieht.“

„Das müssen Sie sich schleunigst abgewöhnen. Es ist eine arge Unsitte.“

„Das Grüßen?“

„Das Hutabnehmen!“

„Es bedeutet Hochachtung.“

„Aus dem gleichen Grund könnten Sie den Rock oder die Stiefel ausziehen.“

„Aber im Lift eines Warenhauses beobachtete ich doch, daß alle Herren plötzlich ihre Hüte abnahmen!“

„Eine Lady wird zugestiegen sein!“

„Da entblößt man den Kopf? — Weshalb nur im Lift?“

„Begreifen Sie denn nicht? — Ein enger geschlossener Raum!“

Ich dachte lange nach . . .

„Haben Sie endlich erfaßt?“

„. . . Noch nicht. Aber ich hoffe . . . Im zwölften Stockwerk setzten alle die Hüte wieder auf . . .“

„Die Lady wird ausgestiegen sein!“

„Ich zweifelte nicht daran, daß dies der Anlaß gewesen ist, umsomehr, als die Herren die Hüte im fünfzehnten Stockwerk wieder abnahmen, weil „flappers“ einstiegen.“

„Hübsche Girls?“

„Sehr hübsch . . . aber sie stiegen schon im dreiundzwanzigsten Stockwerk wieder aus.“

„Schade.“

„Sehr schade. Einige Herren stiegen gleichfalls aus — und ich schloß mich ihnen an; aber mir ging es um die Sache, nicht um die Mädchen!“

„Um welche Sache?“

„Um die Hüte natürlich! Die Herren setzten sie sofort auf, als sie den Lift verlassen hatten und in das Verkaufslokal traten.“

„Gut.“

„Das glaubte auch ich! Aber als ich dann im Lift abwärts sauste . . .“

„Mit den Girls?“

„Nein . . . ich verlor sie aus den Augen.“

„Schade . . .“

„Sehr schade . . . Im elften Stockwerk trat eine Frau ein. Ich zog den Hut.“

„Richtig!“

„Falsch! Die anderen zogen ihre Hüte nicht, sondern blickten mich spöttisch an. Ich aber ließ mich nicht irre machen, behielt ihn in der Hand und setzte ihn erst auf der Straße wieder auf. — Eine Nacht habe ich über den Fall nachgedacht, ohne ihn aufklären zu können.“

„Er ist sehr einfach!“

„Wie . . .? Sagten Sie nicht selbst, es sei üblich, den Hut abzunehmen, wenn eine Lady in den Lift . . .?“

„Lieber Freund . . . sind Sie sicher, daß sie eine Lady war?“

*

Ich saß mit Mr. Kamphausen auf der Veranda seiner bequemen landesüblichen Holzvilla.

Wir plauderten. Die Buben des Gastgebers tollten auf der Straße herum.

Dem Jüngsten fiel ein, er möchte ins Kino; er bat um 20 Cents.

Als er sie hatte, wollte er sich rasch entfernen.

„Stop!“ rief der Vater ihm nach. „Nimm das Auto!“

Dagegen sträubte sich der Knabe. Er wollte laufen.

Aber er m u ß t e fahren.

Ich begriff nicht.

„Well“, sagte der sparsame Vater ernsthaft, „der Junge zerreißt mir zu viel Stiefelsohlen!“

VOM ALKOHOL.

Ein mir befreundeter Psychiater hat kürzlich die Frage des Alkohols von einem neuen, originellen Standpunkt aus betrachtet. (Allerdings in lustiger Debatte zu sehr vorgerückter Stunde.)

Ich rief aus: „Er (der Alkohol) richtet dennoch immensen Schaden an!"

Der Freund antwortete: „Unstreitig. Aber bedenke auch, wieviel Unglück er verhütet!"

Das bezweifelte ich. Der andere übernahm die Verteidigung.

„Die Verbrechen, unter dem Einfluß des Alkohols begangen, werden registriert. Warum stellt niemand fest, wie oft ein Diebstahl, Einbruch, Totschlag oder Mord n i c h t ausgeführt werden konnte, weil der Dieb, Einbrecher, Totschläger oder Mörder durch Trunkenheit verhindert gewesen ist? Und außerdem: Wie oft mögen sich niedere Instinkte durch den Alkohol abreagiert haben, sodaß die vorgefaßte Absicht niemals zur Schreckenstat werden konnte!"

Vielleicht hat mein Freund recht; vielleicht (wahrscheinlich sogar) unrecht; jedenfalls beweist dieser kleine Verrat aus einer diskreten nächtlichen Unterhaltung, daß sonst ganz vernünftige Leute über das Thema Alkohol die unvernünftigsten Anschauungen hegen und verbreiten können, nur weil

— — nun ja, weil ihnen der Alkohol eben im Augenblick in den Kopf gestiegen ist und ihre Gedanken verwirrt hat.

*

Ein Amerikaner führte mich durch die ehrwürdigen Hallen seiner Brauerei.

„Sehen Sie diese Tröge an,“ erklärte er. „Hier gärt das Bier . . . wenn's herauskommt, ist es sechsgrädig. Nun muß es auf das vorschriftsmäßige halbe Grad gebracht werden . . .“

„Alles?“ wendete ich ein.

Er lächelte und streichelte seinen Bauch recht vielsagend. „Davon später. Jetzt will ich Ihnen erklären, wie . . .“

Und er zeigte mir eine bösartige Maschine, die den Alkohol aus dem Bier heraussaugt und nichts übrig läßt als das berüchtigte halbe Grad.

„Es gibt noch ein zweites (das englische) Verfahren: Man unterbricht den Gärungsprozeß.“

Ich litt noch unter diesem Verfahren, denn ich hatte Tags zuvor solches Bier getrunken.

„Aber ich braue wie früher und dann entalkoholisiere ich,“ meinte er.

„Ist die Kontrolle streng?“ fragte ich und blinzelte ihn an.

„Einige Überwachungsorgane von der „prohibition“ sind ständig hier. Augenblicklich bin ich angezeigt,“ versicherte er seelenruhig.

„Und — was nun?“ fragte ich neugierig.

„Jetzt handelt es sich darum, ob wir zusper-

ren müssen oder weiterbrauen dürfen. Es ist lediglich eine Geldfrage."

„Ja, aber — das Gesetz!"

„Sie sind noch nicht lange in Amerika! Wir werden zahlen — und dann weiter brauen; verlassen Sie sich darauf! Wollen Sie mein Bier kosten?"

Ich kostete lange. Sein Bräu war kräftig und gut. Es wäre schade, dachte ich, wenn er zusperren müßte . . .

*

„Erzählen Sie in Europa, was Sie hier sehen und hören! Sagen Sie, daß kein anderes Gesetz die Moral der Behörden jemals auf einen solchen Tiefstand hätte bringen können."

„Und das Publikum? Was sagt das Publikum dazu?"

„Es verdienen schon zu viele an der „prohibition"!"

„Dann wird das Gesetz wohl kaum fallen?"

„Schwerlich. Wir sind auf die „prohibition" eingestellt. Ursprünglich entstand sie als Sparmaßnahme. Jetzt bleibt sie als Verdienstquelle."

„Ideelle Gründe sprechen nicht mit?" fragte ich naiv.

„Sie sind Schriftsteller . . ." sagte er bedauernd.

IDIOSYNKRASIEN.

In Chikago bin ich nicht gewesen.

Gegen einen Abstecher dorthin sprachen verschiedene Gefühlsmomente. Es ist mir ärgerlich, daran zu denken, und peinlich, darüber zu berichten, aber ich hoffe, durch die Preisgabe meiner sündhaften Gründe der Absolution auch jener teilhaftig zu werden, die eine unleidliche „Gefühlsangelegenheit" für weniger wichtig halten als etwa ein leidliches Gabelfrühstück.

Vor vielen Jahren saß ich in der österreichischen Eisenbahn einem kräftigen, breitschulterigen Mann gegenüber, der seinen Reden nach acht Jahre in Chikago damit zugebracht hatte, dreiundzwanzigtausend und etliche Mastochsen abzuschlachten, bis er sich ein kleines Häuschen, ein Schwein, zwei Ziegen, Gartenland und das Bürgerrecht eines böhmischen Städtchens kaufen und seine alte Liebe heiraten konnte. Mit stiller Wehmut, die eher zu einem Schulmeister als zu einem En-gros-Tiermörder gepaßt hätte, erzählte er von seiner Enttäuschung, als er nach der langen Abwesenheit endlich hatte heimfahren können, um sich mit „ihr" zu vereinen: zwei Kinder, ein Bub und ein Mädl, seien dagewesen und er wisse heute noch nicht, von wem. Aber er hat „sie" doch zum Altar geführt, seine Mascha. Und jetzt zählt die

Familie schon acht Köpfe, die zwei „ohne ihn“ eingerechnet. Ja, und einmal gab's Zwillinge . . .

Ich hatte damals nur Interesse an den dreiundzwanzigtausend Mastochsen finden können und ich ließ mir von dem biederen Schlächter, dessen Gedanken anfänglich nur mit Mühe von dem Maschathema loskamen, ausführlich über seine Chikagoer Tätigkeit berichten. Als sein schwerfälliger Geist die Entfernung zwischen der böhmischen Heimat und dem ihm wieder fremd gewordenen Amerika überwunden hatte und die Anschaulichkeit seiner Erzählung das große Schlachthaus mit den modernen Abmurksvorrichtungen hervorzauberte, geriet der Mann in hellen Eifer, mir seine blutrünstigen Erlebnisse zu erzählen, Geschichten von wild gewordenen Bestien, von einem Ochsen, der nicht sterben wollte, von einem anderen, den knapp vor seinem beschlossenen Tod der Herzschlag traf und von einem dritten, der seine Peiniger umwarf und ihnen davon rannte, in die vornehmsten Straßen der Stadt gelangte und mit dem Lasso eingefangen werden mußte.

Ich glaubte jedes Wort, denn ich war noch ein Knabe. Der Mann mit seinem böhmisch-englischen Akzent log mit Vergnügen und Ausdauer und er hätte die Ochsen gewiß bis in die Staatsämter und Universitäten laufen lassen, wenn er nicht schon vorher hätte aussteigen müssen, um nach Hause zu seinem Schwein, den Ziegen, der Mascha, den vier Kindern „von ihm“ und den zwei „ohne ihn“ zu kommen.

Aber meine angeregte Phantasie arbeitete weiter: Chikago wurde zu einem einzigen riesigen Schlachthaus, seine Bewohner zu Schlächtergesellen, die Straßen zu Flüssen aus dunklem Ochsenblut, die Schaufenster waren mit Ochsenköpfen, Ochsenschultern und Ochsenfüßen gefüllt und noch nächtelang hörte ich das ohrenbetäubende Gebrüll aus dreiundzwanzigtausend Ochsenkehlen.

Später sah ich Bilder von Chikago. Theater, Schulen, gepflegte Straßen, Wolkenkratzer, Gärten. Eine moderne Großstadt. Aber statt des Lärms der Züge und Autos meinte ich ... immer noch ... das Brüllen aus den Schlachthäusern zu hören.

Ich halte den Aberglauben für einen Mangel an Selbstvertrauen und das Vorurteil für einen Mangel an Bildung . . .

Aber ich bin dennoch nicht nach Chikago gefahren.

AN DEN FÄLLEN DES NIAGARA.

Die Nordamerikaner haben die Wasserfälle des Niagara für die größten der Welt erklärt.

Dies geschah gewiß nicht, um den Ruhm der bedeutend größeren Fälle des in Brasilien beheimateten Iguassú zu beeinträchtigen, sondern einfach deshalb, weil alle Nordamerikaner fest davon überzeugt sind, daß schon der liebe Gott bei Erschaffung der Erde ihren nördlichen Kontinent mit den herrlichsten Schätzen, über die er verfügte, ausgerüstet hat — also auch mit dem schönsten und größten Wasserfall.

So ist der Niagara zu Weltruhm gelangt, der südamerikanische Bruder dagegen fast unbekannt geblieben.

Leider hat der liebe Gott keine Rücksicht auf die künftigen Grenzen genommen. Vielleicht bekannte er sich zur Monroedoktrin und schuf deshalb auch Kanada für die braven Yankees und nicht für die bösen Engländer.

Jedenfalls ist die Tatsache ärgerlich, daß die beiden Niagarafälle nicht ganz zu U. S. A. gehören, sondern die Grenze durch den kanadischen Fall verläuft, an dem somit die Vereinigten Staaten nur „beteiligt" sind.

Doch hat die Vorsehung ihr Versäumnis wenig-

stens zum Teil wieder nachgeholt und dem Anspruchsberechtigten den größeren Gewinnanteil gesichert, indem sie ihm die Idee eingab, gewaltige Wassermengen in seinen Turbinen verschwinden zu lassen.

Von den verschont gebliebenen stürzen sich die unionistisch orientierten über eine oben fast gradlinig abschließende Wand, die kanadischen dagegen in stumpfer Winkelstellung zu ihr über einen bogenförmigen Felsriesen in die gähnende Tiefe.

Dort vereinigen sich die feindlichen Brüder und nehmen auch die verlorenen Kinder wieder auf, die das Heim eine Zeitlang verlassen hatten, um allzu leichtem Verdienst nachzugehen.

*

„Niagara" — „Donner der Gewässer" nannten die Indianer die großartigen Katarakte. Wie viele Opfergeschenke mögen wohl durch die Jahrhunderte den zürnenden Flußgöttern gläubig dargebracht worden sein — und wie lange wird es dauern, bis die aufgeklärten Weißen ihnen allen unrechtmäßigen Tribut wieder abgenommen haben!

Mir hätten die Fälle in den indianischen Zeiten mehr Freude bereitet. Ich hätte statt im Dampfboot (mit Brillen vor den Augen, in wasserdichte Kapuze und Gummistiefel gehüllt) nackt im Einbaum an den Hexenkessel heranfahren können. Und die tätowierten Rothäute hätten stilgemäßere Statisten abgegeben als die geschminkten Bleichgesichter aus Neuyork und Umgebung.

Leider besteht für mich ein unmittelbarer Anlaß zu solchen Zeitfluchtgedanken.

Gleich als ich an Bord des kleinen Aussichtsdampfers kam, fiel die Frau mir auf: mittelgroß, mit schönen Beinen und schlanken Hüften. Einige Locken aus dem bubihaft gestutzten, ungewöhnlich üppigen, tiefschwarzen Haar waren in die Stirn gekämmt. Große, dunkelblaue Augen blickten lächelnd auf den Kavalier, einen kleinen, dicken, bejahrten und darum stets höflichen Mann, der eben bemüht war, die Kapuze des Mantels über seinen großen Kopf zu ziehen.

Aber weder die schönen Augen der jungen Frau, noch der liebenswürdig lächelnde Mund vermochten zu fesseln, denn ihr Gesicht wirkte wie das Bild eines großen Künstlers — von einem Dilettanten freventlich übermalt.

Kräftiges Karmesinrot lag auf den Wangen, Nasenspitze und Kinn schimmerten schneeig weiß, die Brauen leuchteten marineblau und zwischen dem Haar glänzte die Stirn lichtocker.

Sinnlos wie dieses, jetzt von dem schwarzen, klebrigen Stoff des Regenmantels und der Kapuze umrahmte Gemälde war auch der Dialog des Paares, als wir uns den Fällen näherten:

„Isn't nice?" fragte die Lady.

„Yes. Very nice," antwortete der Gentleman.

Nach kurzer Pause:

„Isn't . . .?" fragte sie.

„Yes, it is . . ." antwortete er.

Nach längerer Pause:

„Isn't . . .“

„Yes.“

In den köstlichsten Situationen wie in den erhabensten Augenblicken immer dieselbe naive Frage und immer die gleiche stupide Antwort. Keine starke Freude, kein echtes Erstaunen. Deshalb weder bang-frohes Stammeln, noch stumme Andacht. Keine tiefere Empfindung; nur: „Das also ist der Niagara; man muß ihn gesehen haben.“ Kein stärkerer Eindruck, als: „It was very nice.“

Und, natürlich, einige Dutzend Photos: die Fälle von oben, von unten, von den Seiten; das Hotel, in dem man gewohnt, die Restaurants, in denen man gespeist hat; und — man selbst, wie man angesichts der Fälle, den Blick ins Objektiv, in heroischer Haltung eine Zigarette raucht.

Das „very nice“-Paar verfügte über zwei Kameras und reichliche Filmvorräte, sodaß es nicht in Verlegenheit kam, die Pausen des Dialogs tätig auszufüllen. —

Als das Schiff aus dem Sprühregen zurückkehrte, war ich von dem Erlebnis der stürzenden, zerstäubenden Wassermassen, darin die Sonne glitzernde Fäden wob, erfüllt und noch ganz im Banne des Wunders. Ich würde das Photographenpärchen gewiß vergessen haben, wenn mir nicht plötzlich, während ich mich von meiner triefenden Hülle befreite, ein Anblick von nicht wiederzugebender grotesker Komik das eben empfangene Geschenk geraubt hätte.

Der rundliche Kavalier hatte seiner Dame aus

den Überkleidern geholfen und nahm ihr nun die Schutzbrille von den Augen — — da zeigte sich — — — ein wüstes Durcheinander von Farben, eine Malerpalette, auf die herab wie ein Pinsel eine b l o n d e Haarlocke hing . . .

Das war leider der nachhaltigste Eindruck von meiner Niagarafahrt und auch die „feenhafte" nächtliche Scheinwerferbeleuchtung konnte ihn nicht mehr verwischen.

EIN JAGDAUSFLUG.

Seit Wochen freute ich mich auf jenen in Aussicht stehenden Tag, an dem ich zum erstenmal eine Jagd auf Waschbären („racoons") mitmachen sollte. Ein Fell aus der Beute war mir zugesagt worden. Endlich bekam ich von meinem Freunde den Bescheid, daß die Jagd am folgenden Tage stattfinde und ich mich für sie rüsten möge.

*

An die Riesenstädte des Ostens der Vereinigten Staaten grenzen ungeheuere, teilweise noch ganz unkultivierte Landstriche, die der Expreß in atemraubender Eile durchsaust. Neben den Schienensträngen laufen fußdicke Betonstraßen, Automobile jagen mit dem Dampfroß um die Wette und Entfernungen von hunderten Meilen flößen dem verwegenen „boy" nicht den geringsten Respekt ein. Tagereisen werden mit dem Auto leicht bewältigt. Mitten durch die wunderbarste Urnatur, durch endlose Waldungen, auf unkrautüberwuchertem Heideboden, an Seen vorüber und über reißende Flüsse hinweg führt die glatte Betonstraße. Ein dicker weißer oder schwarzer Strich teilt sie in zwei Hälften. Diese deutlich sichtbare Grenze verhindert den Zusammenprall von einander begegnenden Wagen.

Mit einem prachtvollen Sicherheitsgefühl geht

die Autoreise vonstatten. Durch das Fenster der komfortablen Limousine blicken wir in die stetig wechselnde Landschaft. An Ortschaften flitzen wir vorbei, ohne das Tempo zu mäßigen.

Die kleineren und mittleren Städte tragen noch die Merkmale einstiger Siedlungen unverkennbar an sich. Ihre Häuser bestehen vorwiegend aus Holz und sind alle nach dem gleichen Schema gebaut. Die Einförmigkeit solcher Holzstädte wird nur durch Parkanlagen gemildert und mitunter auch durch massive steinerne Schulbauten, neben denen die Kirchen meist nur ein bescheidenes hölzernes Dasein führen.

Überall wird gebaut. Aus den Urwäldern des Westens kommen noch immer die edlen Hölzer, die als Baumaterial Verwendung finden, obgleich Einsichtige vor solcher Verschwendung kostbaren, nicht mehr nachschaffbaren Gutes warnen. Aber die Baumeister sind an die Arbeit mit dem Holz gewöhnt und haben es in der Herstellung von Häusern aus Pfosten und Brettern zu erstaunlicher Fertigkeit gebracht. Und die Bewohner geben sich mit dem dünnwandigen und daher im Sommer heißen und im Winter kalten Heim, das aber geräumig und praktisch eingerichtet ist, zufrieden. — —

Wir durchqueren noch einen ausgedehnten, hügeligen Laubwald, dann biegt mein Freund, der, wie jeder hierzulande, seinen Wagen selbst lenkt, rechts ab. Ein Gehöft, anders als die anderen, einem europäischen Bauernhaus ähnlich, erscheint an einem Seitenweg.

Wir haben den Sammelort für die bevorstehende Jagd erreicht.

Die Jagdgesellschaft ist noch nicht vollzählig versammelt. Es fehlen die Hauptteilnehmer: Die Berufsjäger mit ihren auf Waschbären eigens geschulten Hunden. Deshalb wird inzwischen von einigen besonders Eifrigen in den nahen Sümpfen auf Schnepfen gejagt.

Von der weiten Fahrt ermüdet, schließe ich mich nicht an. Wir Zurückgebliebenen sehen uns, um die Stunden bis zur Nacht zu füllen, nach anderer Beschäftigung um. Einer zieht die Karten aus der Tasche, er findet Gesinnungsgenossen — und sofort ist eine Kartenpartie im Gang. Mich fordert der Sohn meines Freundes auf, mit ihm eine Kahnfahrt auf einem jener herrlichen Seen („indian lakes"), die es hier so überaus zahlreich gibt, zu unternehmen.

Mitten in unberührter Natur und doch in nächster Nähe der Autostraße schlängelt sich durch Sumpf und Busch wohl eine Meile weit ein schmaler, schillernder See. An seinen Ufern recken mächtige Bäume ihre grotesken Formen gegen den blassen Abendhimmel. Das Wasser des Sees ist dunkel, an manchen Stellen schwarz und überall tief. In einzelnen Buchten, in welche das Astwerk hineinhängt, wuchert Schilf und schwimmen die großen Blätter der Wasserblumen. Aus dem Dikkicht fliehen beim Nahen des Kahnes zahlreiche Wildenten mit heftigem Flügelschlag, um sich in einiger Entfernung wieder niederzulassen.

Wir rudern geruhsam und blicken träumerisch in diese Wunderwelt. Ich suche in der Erinnerung vergeblich nach ähnlicher Romantik.

Im Westen steht die Sonnenkugel nur mehr wenig über dem Buschwerk. Der Wald ist noch in die Flut des roten Lichtes getaucht . . . plötzlich verschwindet die Sonne und Finsternis liegt über dem See. Dunkel wie das Wasser ist nun auch die Luft. Ohne Übergang bricht die Nacht herein.

Wir rudern zurück, noch erfüllt von dem einzigartigen Reiz der abendlichen Landschaft. Jene lautlose Stille, die nur durch das Krächzen der Vögel, durch das Plätschern des Wassers und durch den eigenen Atem unterbrochen, aber nicht gestört wird, bleibt um uns. Schweigsam landen wir das Boot, binden es an einen Pfahl und gehen zu dem Hause, um uns mit den anderen für die bevorstehende Jagd zu vereinigen.

*

Die Schnepfenjäger sind inzwischen mit einiger Beute aus den Sümpfen zurückgekehrt und sitzen mit den Kartenspielern in der großen, niedrigen Stube des Hauses beim fröhlichen Schmaus. Draußen zerren die Hunde an der Leine, prächtige, temperamentvolle Tiere, die merkbar zum Aufbruch drängen. Aber ihre Besitzer sehen besorgt in den Nachthimmel, denn die Wolken beginnen abzuziehen, Sterne verbreiten Helligkeit und der Mond macht Miene, sich in seinem ganzen Umfang zu zeigen. Die Luft ist warm und trocken; nun noch

eine helle Nacht — die Aussicht auf Erfolg ist nicht groß.

Es entwickelt sich ein heiteres Gespräch, das durch den schlagfertigen Witz der Amerikaner bis zum Übermut gesteigert wird. Mit erstaunlicher Präzision treffen sie stets ins Schwarze, im Beruf wie im Vergnügen. Sie sind frei von jeder Sentimentalität, sie lügen nicht und Mißtrauen ist ihnen fremd. Sie alle sind Arbeiter im besten Sinne, gleichviel, ob sie Arbeit nehmen, Arbeit geben oder allein für sich und andere schaffen. Sie haben keine Vorurteile (höchstens gegen Europa, auch, ja besonders, wenn sie dort geboren sind), Neid und Mißgunst sind geringer entwickelt als bei uns und ein Gefühl der Überhebung kennen sie kaum. Sie sind gastfreundlich und als Freunde von einer wunderbaren Aufopferungswilligkeit.

Alle diese schönen Seiten eines ehrlichen Charakters offenbaren sich am deutlichsten beim sportlichen Beisammensein in der Natur. Hier gibt sich der Amerikaner, fern von allen Förmlichkeiten, die er so sehr verabscheut, völlig dem Genuß der Freiheit hin. Und je mehr ihm der Alltag die Freiheit, die ja auch in Amerika schon der Geschichte angehört, eindämmt, umso stärker ist sein Drang nach den Wäldern, wo er noch sein Zelt aufschlagen kann und von einer wundersamen Vergangenheit träumen — — —

*

Um die neunte Stunde ziehen wir los. Unser Weg führt mitten in das Waldgebiet durch eine

schmale Schneise. Der Mond beleuchtet den Weg, sodaß sich Lampen erübrigen.

Die Hunde werden losgelassen, sie stürmen in das Dickicht und bald geben sie Laut, zum Zeichen, daß sie bereits eine Fährte aufgenommen haben. Aber das Bellen klingt schwach und wenig zuversichtlich. Mein Vordermann wendet sich nach mir um und sagt ganz laut: „Alte Spur. Wenn die Hunde frische Fährten finden, klingt es anders!“ Ich frage leise, ob es vorkomme, daß sich die Hunde zu weit von den Jägern entfernen. Er ruft, — seine kräftige Stimme erweckt in mir Staunen und Besorgnis, — daß die Hunde ausgezeichnet geschult seien und den Kontakt mit ihren Herren niemals verlieren. Schließlich kann ich die Frage nicht unterdrücken, warum man sich nicht ruhig verhalte, ob man denn nicht fürchte, das Wild zu vertreiben.

Meine naive Warnung gibt Anlaß zu munteren Glossen. „Wir jagen nicht auf Hasen,“ sagt einer und lacht ganz ungeniert.

Ich bleibe etwas hinter der Gruppe zurück. Vom Sturm oder Alter gefällte Baumriesen versperren den Weg und erschweren mir das Vorwärtskommen. Meine europäische Ausrüstung erweist sich als unpraktisch.

Endlich geben die Hunde kräftig Laut, die Jagdgesellschaft verharrt eine Zeitlang lauschend und ich hole den Vorsprung der anderen wieder ein. Sachlich erklärt einer: „Die Hunde nehmen frische Fährte auf.“

Während Vermutungen ausgetauscht werden und die verbotene Whiskyflasche zirkuliert, beginnen die Hunde plötzlich wütend zu kläffen. „Ah ... endlich haben sie einen Bär!“ ruft ein Jäger, „aufgepaßt, ob es ihnen gelingen wird, ihn zu stellen!“

Aber bald geht das Bellen in ein klagendes Heulen über, das nun einen Augenblick lang von ein- und derselben Stelle schallt. „Der Bär entkam in den See,“ sagt wieder jemand, diesmal ärgerlich.

Ich erfahre: Wenn es dem Waschbär gelingt, das Wasser zu erreichen, folgen die Hunde nicht, denn im Wasser ist er der Überlegene. Aber auch die Fährte spüren sie selten wieder auf, weil der Bär als geschickter Schwimmer die Richtung gerne wechselt und dort zu landen pflegt, wo ihn die Hunde am wenigsten vermuten. Gelingt es ihnen aber irgendwie, den Verfolgten im Walde zu stellen, dann flüchtet er auf einen Baum und wird von den hinzu eilenden Jägern durch Scheinwerfer geblendet und schließlich mit Pistolenschüssen heruntergeholt.

Tatsächlich ist unser Bär — dessen mir versprochenes Fell ich im Geiste schon als Zierde und Wärmespender unter meinem Schreibtisch im fernen Wien sah — den Hunden in einen der großen Waldseen entkommen und wir setzen die Jagd in der festen Zuversicht auf spätere reiche Beute fort.

*

Nach stundenlangem Marsch beschließen wir, bei einer verlassenen Farm zu lagern und ein Feuer

zu entzünden, denn es ist empfindlich kalt geworden und der Whisky allein genügt doch nicht zum Ausgleich der Temperaturen. Überdies haben die vier zur Partie gehörenden Sachsen, denen ein Lebensalter Amerika weder ihren Dialekt noch ihren Durst abzugewöhnen vermochte, dafür gesorgt, daß der Vorrat sehr gering geworden ist. Nun wird herumliegendes Holz zusammengesucht und bald brennt unser Lagerfeuer lichterloh. Groß ist mein Entsetzen, als ich bemerke, daß seltene Hölzer verbrannt werden — sie liegen eben in der Nähe; und in Amerika pflegt das Nächstliegende immer zuerst daranzukommen.

Wir haben eine lustige Unterhaltung in Gang gebracht. Wäre nicht der fast taghelle Sternenhimmel und die abenteuerliche Umgebung — wahrhaftig, ich könnte mir vorstellen, auf einer Jagd in den niederösterreichischen oder schlesischen Wäldern zu sein: so ähnlich klingt trotz des sächsisch-englisch-deutschen Kauderwelsches das amerikanische dem europäischen Jägerlatein; wenn man auch nicht von Rebhühnern und Hasen, sondern von „skunks" und „racoons" spricht. Die Hoffnung, meine Füße künftig in das weiche Fell eines Waschbären vergraben zu können, wenn ich in der Heimat nächtlich an meinem Schreibtisch sitze, wird immer geringer.

Und wirklich bleibt jenes mysteriöse Zotteltier, das in die Fluten eines „indian lake" entschlüpfte, der einzige Vertreter einer Gattung, die ich nach wie vor nur aus den zoologischen Gärten kenne.

EPILOG.

Im Zirkus Busch zu St. Pauli in Hamburg war allabendlich vor ausverkauften Häusern ein „lustiges Spiel aus ernsten Tagen“ zu sehen: „Ut de Franzosentid“, nach Fritz Reuter geschickt zusammengestellt und für die Manege bearbeitet. „Franzosenblut muß fließen!“ rief der kriegerische Ratsherr Herse und sein „Bataillon“ — ein Dutzend tapfere Bäuerlein — marschierte auf. Alle Waffen aus anno dazumal waren vertreten, von der spitzigen Heugabel bis zum derben Dreschflegel, und ein besonders Schlauer hatte den Besen als geeignetes Kriegswerkzeug erkoren. Die kleine Truppe, erbärmlich ausgerüstet und gegenüber der bis an die Zähne waffenstrotzende Feind: Vergleiche drängten sich auf.

Bezeichnend aber waren Plakate, die in fetten Lettern verkündeten:

Die Direktion hat sich entschlossen, gegen Ablieferung von Hafer Eintrittskarten zu verabfolgen.

„Wir bieten bis auf Widerruf:

Für je 15 Pfund Hafer einen Logenplatz.

Für je 10 Pfund Hafer einen Platz I. Parkett oder Logentribüne.

Für je 5 Pfund Hafer einen anderen Sitzplatz.“

In jenen Tagen fuhr ich nach Neuyork. Wir

hatten gegen 1300 zahlende und etliche blinde Passagiere an Bord; fast durchwegs Auswanderer. Die deutsche Not schien auf dem höchsten Punkt angelangt — es war ebensowenig ein Ende wie eine weitere Steigerung der katastrophalen Situation auszudenken.

Mit welcher Hast stürzten sich die armen, ausgehungerten Menschen auf das reichliche und vorzüglich bereitete Essen! Die Schiffahrtslinie mit ihren Dollareinnahmen konnte den Passagieren friedensmäßige Küche bieten. Und sie nahm, noch über ihre materiellen Verpflichtungen hinaus, sorgsam Bedacht auf die schlechte körperliche Verfassung der Reisenden, von denen die meisten den Boden ihrer neuen Heimat denn auch gekräftigt und gesundet betreten konnten. Sie alle erwartete der schwere Kampf um die neue Existenz. Männer von hohem zivilen oder militärischen Rang, unter ihnen etliche, die noch zu Beginn der Fahrt meinten, ihren Stand durch das Monokel betonen zu müssen, sollten bald mit niedrigster, aber nährender Arbeit neu beginnen. Bei manchen flogen erst, als ihr Lebenskahn in Seenot geriet, Dünkel und Vorurteil als überflüssiger Ballast über Bord.

Denn in Nordamerika imponiert nur und regiert noch die Arbeit: Sie hat die Hütten geschaffen, in denen die erste Generation gewohnt; Wolkenkratzer für die zweite.

Nun schafft sie — leider — Kriegsschiffe für die dritte. Und damit beschwört Amerika für sich Probleme herauf, an denen Europa krankt: Not und so-

ziale Schichtung. Und unsere Kulturmenschen werden nicht mehr auswandern können, um in den Vereinigten Staaten Stiefel zu putzen; denn wo es eine Gesellschaft gibt, läßt sich eine Gewerkschaft nicht ins Handwerk pfuschen. —

Es wäre schade. — Wenn auch heute im Hamburger Vergnügungsvorort St. Pauli wieder die gute Mark gilt und der Haferbauer nicht mehr das Vorrecht auf ein Zirkusbillet hat, wird es doch immer Deutsche geben, die aus der natürlichen Beengung und aufgezwungenen Begrenztheit ihrer Heimat hinaus wollen, damit sie „drüben" unbeobachtet und schrankenlos Yankees und Indianern zu neuem Glanz — der Schuhe — verhelfen können.

Südamerikafahrt.



LANDUNG IN FUNCHAL.

Seit Portugal drang kaum ein Sonnenstrahl durch die Wolkendecke; sie zerreißt erst, als wir uns Madeira nähern. Helles Licht bricht durch, wohl nur für Augenblicke; aber diese, immer diese, bleiben unvergeßlich.

Der erste Gedanke, da der Nebel sich von den Konturen der Insel löst: Capri. Berge steigen unvermittelt aus dem Meere empor, dazwischen gebettet hell schimmernd eine freundliche Villenstadt inmitten üppiger farbenprächtiger südlicher Vegetation. Ein traumhaftes Gartenland, eine Insel der Seligen, von brandenden Wogen umspült . . .

Irgendwie Capri ähnlich; aber erhabener, gewaltiger: atlantische Größe gegen die Anmut des tyrrhenischen Meeres.

Wie fahren in den Hafen von Funchal, der Hauptstadt, ein, umkreist von braunen, sonnverbrannten Kerlen in schwankenden Booten. Es sind Taucher, die aus den Fluten mit verblüffender Geschicklichkeit Geldstücke holen, englische und portugiesische, deutsche und argentinische, Kupfer und Silber. Im Kopfsprung schießen sie der durch das Wasser blätternden Münze nach, erhaschen sie mit sicherem Griff noch in wenigen Metern Tiefe und, wieder an die Oberfläche tauchend, zeigen sie mit selbstverständlicher Miene die kleine Beute. Ähn-

liche Taucher sah ich auf dem Hudson, in Genua und anderen Hafenorten, wo lebhafter Fremdenverkehr die spekulative Jugend zu solch' ungewöhnlichen Verdiensten anregt; aber sie alle können sich mit diesen jungen Portugiesen an Fertigkeit nicht messen.

Ein Motorboot legt an. Wir sind in wenigen Minuten an Land. In einer Palmenalleee stehen Automobile bereit: der Aufenthalt währt nur Stunden. Trotzdem erhofft auch eine Kolonne landesüblicher Ochsenschlitten („carros") Fahrgäste. Die modernen Kraftfahrzeuge und die altertümlichen Fuhrwerke bilden einen seltsamen Kontrast. Die schmalen Schlitten gleiten auf ihren Holzkufen ohne viel Geräusch über das feuchte Pflaster und bewältigen die steilsten Berge. Begegnet ein solcher Schlitten auf der engen Gebirgsstraße einem Auto, dann spannt der Kutscher flink aus, drängt die Tiere an die jeden Weg einsäumende Steinmauer und läßt das Auto passieren. Und dieses umständliche Ausweichen geht ohne Zank und Streit vor sich, ja — vielfach grüßt der Kutscher die Automobilisten, wenn er sieht, daß es Fremde sind, mit einem höflichen „good bye".

Ich überlasse es dem Chauffeur, mir in der knappen Zeit möglichst viel von der Insel zu zeigen.

Anfangs führt die Fahrt an dicht gedrängten Verkaufsläden vorbei, die mit dem berühmten Wein, Madeira-Stickereien und Korbflechtarbeiten die fremden Käufer anlocken.

Bei einer kleinen, gelb gestrichenen, zwischen Palmen versteckten Villa, um die die Straße in scharfer Kurve biegt, verlangsamt der Führer das Tempo des Wagens: „Hier wohnte der Kaiser."

„Und dort oben, noch etwas höher als das Mount Palace Hotel, in der Kapelle mit den zwei Türmen, Nossa Senhora do Monte, dort liegt der Kaiser begraben."

Er wiederholt ausdrücklich: „Der Kaiser."

Die Bewohner von Funchal sind stolz auf das Kaisergrab.

Wenige Minuten später wird das Kirchlein deutlicher sichtbar. Es liegt 600 m über dem Meere, an einem gewaltigen Hang, der sich hinter der Stadt bis zu 2000 m Höhe erhebt. Wir sehen hinüber zu der Kapelle, in der die Leiche Karls, des letzten Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn, ruht. — —

Das Auto hält auf einer hochgelegenen Koppe. Um den herrlichen Fernblick bewundern zu können, muß ich mich erst einer Schar bettelnder Kinder erwehren. Sie alle bringen mir Blumen, duftende, prachtvolle Blumen, und schreien um die Wette: „One penny! One penny!" Erst wenn sie diesen Tribut erhalten haben, geben sie sich schnell zufrieden.

Tief unten dehnt sich die Stadt in weitem Bogen um die Bucht; vom schillernden Meere gesäumt, unter einem satten, tiefblauen Himmel. Hinter Rebengebüsch, Orangen- und Zitronenbäumen prunkvolle Villen und bescheidene Häuser, umrankt von

Blüten und Grün; Gemäuer, überwuchert von Schlinggewächs; und Menschen, gebräunt von der glühenden südlichen Sonne, zufriedene Menschen in überreicher Natur.

Die Insel, seit einem halben Jahrhundert in portugiesischem Besitz, hinterläßt durchaus den Eindruck einer britischen Kolonie. Die schönsten Villen und die großen Zucker- und Spirituosenfabriken gehören den Engländern. Der Sterling regiert. Es gibt nur wenige reiche Portugiesen in Funchal.

Bei einem neuen, auffallend schönen Gebäude erklärt der Chauffeur: „Sein Besitzer hatte nach dem Kriege alle Speicher voll Mais; damit verdiente er ein Vermögen."

Aber der größte Teil der Bewohner verdankt seinen Wohlstand den Gärten an den Berghängen. Da stehen Bananenbäume mit überschweren Trauben, wächst Zuckerrohr und Wein, sehr viel Wein; es gibt die süße Kartoffel, wie Unkraut wuchernd und Getreide mit unwahrscheinlich großen Ähren; Feigen, Palmen und Kakteen.

Die Serpentinenstraßen, aus dem Lavafelsen gehauen, führen an vielen ärmlichen Häuschen vorbei — aber der Überfluß der Natur mildert die Dürftigkeit auch der einfachsten Hütte. Unter den Palmen und in den Weinlauben sitzen die Frauen und Mädchen, wohlgestaltet und sauber gekleidet, im Kreise um ihre Madeiraarbeit. Sie tragen breite Strohhüte mit herabhängender Krempe als Schutz gegen die stechenden Sonnenstrahlen, die selbst das Laubdach nicht völlig einzufangen vermag.

Auf der Landungsbrücke drängen sich Verkäufer, die gestickte Tücher, Obst und Wein feilbieten, an uns heran. Fast alle Passagiere nehmen Andenken mit und auch ein paar Flaschen von dem schweren, süßen, reichlich teueren Madeirawein. Dennoch begleiten die Händler mit ihren Kähnen, handelnd und feilschend, unser Motorboot.

Selbst als wir wieder an Bord sind, geben sie uns nicht auf. Ihre Boote umschwirren das Schiff. Im Lichtkegel von Scheinwerfern werden die herrlichen Decken und Tücher angepriesen. Wir stehen dichtgedrängt an der Reling, lachen, erwidern auf die Zurufe und manch' einer von den Brasilianern und Argentiniern, die von Besuchen aus Deutschland in ihre Heimat zurückkehren, ersteht in fröhlicher Weinlaune noch in letzter Minute eine kostbare Arbeit. An einer Schnur wird das Körbchen mit dem Geld hinuntergelassen und die erhandelte Ware an Bord gezogen.

Tausend Lichter grüßen aus Funchal herüber. Aber bald ist rund um uns wieder nur Wasser und Luft; die Insel erstand und verschwand im Atlantik wie ein Traum. Nur die übermütige Weinstimmung, die sie hinterlassen, hält bis nach Mitternacht an. Auf dem Promenadedeck wird getanzt. Unermüdlich spielt die Musik.

— — — Weit hinter uns liegt Europa.

DIE FREMDE FRAU.

In einer stillen, milden Mondnacht saßen wir auf dem Oberdeck und blickten träumerisch auf das golden schimmernde Meer . . .

Ich hatte sie erst vor Tagen kennen gelernt, an der Reling, damals, als plötzlich eine Fontäne und gleichzeitig die Rückenflosse eines mächtigen Wales sichtbar wurden. Da waren wir miteinander bekannt geworden. Vorher hatten wir uns nicht bemerkt, denn wir saßen im Speisesaal an verschiedenen Tischen und unsere Kabinen befanden sich nicht auf dem gleichen Deck.

Sie machte fast keine Bewegung und mied die Sonne, die den Teint verdirbt, so ängstlich wie den Tabakrauch, der den hellen Klang der Stimme verdunkelt.

Aber nun kannten wir uns schon seit einigen Tagen, ich wußte aus der Passagierliste, wie sie hieß, daß sie nach Rio de Janeiro wollte, und ich wußte auch, daß sie jung war und schön . . . Sie verstand nur portugiesisch — und ich hatte eben erst begonnen, diese Sprache zu erlernen.

Darum waren wir so schweigsam. Nur hie und da sagte ich ein passendes Wort. Und dann lächelte sie, wohl über meine harte Aussprache, und wenn sie lächelte, dann zeigte sie ihre beiden Reihen prachtvoller Zähne. Ich suchte krampfhaft nach

Worten, die in die Situation paßten, denn ohne Worte, das empfand ich deutlich, können sich nur Menschen verstehen, die die gleiche Sprache sprechen . . .

Seltsam war das Lächeln der fremden Frau in jener Nacht. Es lag etwas Schwermütiges in ihrem Ausdruck, aber merkwürdigerweise nur, wenn sie lächelte. Sonst verliehen der gelangweilte Zug um die Mundwinkel und eine gewisse Starrheit, die von Puder und Schminke noch gefördert wurde, ihrem Gesicht das Aussehen eines Öldruckes, wie er, in vielen Exemplaren hergestellt, die Zimmer der Bürger schmückt. Aber in ihrem Lächeln, das von Starrheit und Zwang ganz frei war, das so gar nicht an den stereotypen Ausdruck der Nordamerikanerinnen gemahnte, lag etwas bezwingend Verheißendes und doch unnahbar Fremdes, lag Ermunterung und Abweisung zugleich. Solange sie nicht lächelte, war sie die gewöhnliche Öldruckmadonna, die nichts Aufregendes an sich hat, aber eben darum die Verlockung schürt, das ewig glimmende Lämpchen zur verzehrenden Flamme zu entfachen.

Ich konnte mir den schwermütigen Ausdruck, der in dem Lächeln der Brasilianerin lag, nicht erklären.

Sie wird sehnsüchtig sein, etwa wie ein Vogel, der seine Heimat im Herbst verlassen hat und nun wieder heimwärts fliegt, sagte ich mir. Alle Äußerungen eines scheinbar so primitiven, aber eben deshalb rätselhaften weiblichen Wesens versuchte ich aus dem Triebleben abzuleiten und zu erklären.

Aber was wußte ich von dem Triebleben einer Brasilianerin? Und was weiß ein Mann überhaupt von einer Frau?

Warum steht er ratlos — und doch überlegen der Frau gegenüber?

O — meine Überlegenheit, damals, sie bestand nur darin, daß es in meiner Macht lag, das rätselvolle, schwermütige Lächeln auf das Gesicht der fremden Frau und damit alle Illusionen, zu denen solche Nachbarschaft berechtigt, hervorzuzaubern. Und schließlich, als wir die halbe Nacht hindurch nebeneinander gesessen, sagte ich mir, es sei dieses schweigsame Beisammensein vielleicht schöner gewesen, als wenn uns die Sprache als einfaches Verständigungsmittel zur Verfügung gestanden wäre, als wenn wir über nichtige Dinge, wie Kleider, Essen und Fragen der Gesellschaft, gesprochen hätten oder vielleicht über uns selbst . . .

Am nächsten Vormittag begegnete ich ihr auf dem Promenadedeck. Sie flirtete eben mit einem jungen Portugiesen, ich mit einer Berlinerin und wir lächelten einander freundlich zu. Nun, bei Tageslicht, war in ihrem Lächeln weder Versuchung, noch Verheißung oder Schwermut; aber ein feiner, deutlich fühlbarer Spott.

SCHWARZE LIEBE.

Wer den Fahrstuhl benützt, gelangt in ein paar Minuten aus der Unterstadt Bahias auf den hochgelegenen, terrassenartigen Platz mit den stolzen Regierungsgebäuden. Von dem Geländer aus massigem Granit bietet sich dem Besucher ein prachtvoller Fernblick über die weite Bucht und den von großen und kleinen Dampfern und vielen Segelbooten belebten Hafen.

Ich biege von der Hauptstraße, die den großen, sauberen Platz überquert, in eine der zahlreichen Seitengassen ein, die ausschließlich von Negern bewohnt sind; denn Bahia, die brasilianische Tropenstadt, ist fast ganz „schwarz".

Die Laden der glaslosen Fenster und auch die Türen der zweistöckigen, schmutzigen Häuser stehen offen. Ein übler Fäulnisgeruch verpestet die Luft in den Gassen. Auf den schmalen, löchrigen Gehsteigen sitzen alte Negerweiber und bieten Zuckerrohr, Bananen, Backwerk und selbstgefertigte Zigarren feil. Magere Kinder spielen nackt oder nur mit ein paar Fetzen bekleidet, im Straßenstaub. Die schwarzen Handwerker — Schuster, Schneider, Faßbinder, Korbflechter, Erzeuger von Hängematten — arbeiten im Freien vor ihren Werkstätten, denn Dunst lagert über der Stadt und in den Wohnungen ist die Luft unerträglich schwül.

Die wenigen fleißigen Leute und die vielen herumlungernden sehen auf: Dort geht ein Fremder! Was will er hier? Es ist die unausgesprochene Frage, die aus allen schwarzen Gesichtern, in die ich sehe, deutlich zu lesen ist.

Nun bin ich im Viertel der Ärmsten. Aussätzige hocken und liegen herum. Ihre eiternden Wunden sind mit schmutzigen Tuchstreifen verbunden. Aber Nahrungssorgen gibt es selbst hier nicht, denn die bescheidenen Bedürfnisse werden von den überreichen Tropen freigebig erfüllt.

Kleine Münze ist hier Vermögen. Das Tabakblatt ein Geschenk. Ein Stückchen Zuckerrohr Luxus.

Ich trete in ein kleines Kaffeehaus. Ein paar Tische stehen darin und an jedem zwei wacklige Sessel. Ein ältlicher Neger sitzt auf der Schwelle des schmutzstarrenden Lokals. Es ist der Wirt.

Er erhebt sich, weil ich eintreten will. Doch grüßt er nicht. Auch frägt er nicht nach meinem Begehren.

Ich lasse mich an dem ersten Tisch nieder und überlege, was ich bestellen soll. Kaffee? . . . Unmöglich. Die Tassen stehen ungewaschen auf einem schmierigen Brettergestell. Mineralwasser? . . . und aus der Flasche trinken wie schon einmal in einer ähnlichen Spelunke im Negerviertel von Neuyork?

Da entdecke ich einen Haufen Kokosnüsse in der hintersten Ecke.

Natürlich bestelle ich „coco“.

Der Wirt nimmt meine Bestellung entgegen, ohne sich nach mir umzudrehen. Gemächlich holt er eine Nuß, von deren Umhüllung die Fasern bereits entfernt worden sind, köpft die große, unreife, noch fleischlose Frucht mit dem Messer, wirft ein Stück Eis in die Kokosmilch und steckt einen Strohhalm hinein. Auf dem Teller, den er mit dem Rockärmel flüchtig reinigte, serviert er die Landesfrucht, nachdem er die Tischplatte mit dem anderen Ärmel zartfühlend abgewischt hat.

Das war nötig; denn nebst zahllosen kleinen Ameisen, bevölkerten den Tisch eine große, bunte Raupe und zwei Käfer; dazu gab es noch etliche Fliegenleichen.

Nun kann ich meine zoologischen Studien unterbrechen und, während ich das erfrischende Getränk durch den Halm schlürfe, ungestört die Straße betrachten.

Da gibt es vor allem etwas, das mich an jene glücklichen Kindertage gemahnt, als ich zum erstenmal vor dem Affenkäfig im Schönbrunner Tiergarten stand und zusah, wie eine Affenmutter ihr Junges lauste. Hier sind es zwar keine Affen, die sich ihrer unliebsamen Zaungäste erwehren, und es ist auch nicht die Negermutter, die den kleinen Negerjungen laust, sondern das zärtliche Schwesterlein, ein schwarzes, nein, ein kohlrabenschwarzes, nein — ein Mädchen so schwarz, als hätte sie ihr junges Leben lang alltäglich in schwarzer Tusche gebadet.

Sie ist nicht älter als dreizehn und blitzsauber.

Warum soll ein schwarzes Mädchen nicht auch blitzsauber sein können? Solange ihre Haut in reinem Schwarz erglänzt, ist sie ebenso sauber wie das weiße Mädchen, wenn deren Haut weiß ist. Und nirgends, aber auch nirgends bemerke ich bei dem niedlichen Negermädchen einen weißen Schmutzfleck. Nur ihre Zähne sind schneeweiß und dies ist auch bei einem Negermädchen ebenso in der Ordnung wie bei allen blitzsauberen Mädels in der ganzen Welt.

Es ist ein durchaus ästhetischer Anblick, wie sie auf der Schwelle ihres elterlichen Hauses neben ihrem Brüderlein sitzt, das den Kopf in der Schwester Schoß versenkt hat, und wie sie nun in rührender Zärtlichkeit ein Tierchen nach dem anderen aus dem verfilzten Schopf des Bengels herausholt.

Aber ich bemerke auch, daß der Bruder gelegentlich mißmutig mit dem Kopf schüttelt, als wäre er mit der Leistung der Schwester recht unzufrieden. Er ist undankbar wie alle Brüder, muß ich denken. Doch bald entdecke ich, daß der Junge nicht ganz unrecht hat.

Kokettiert das hübsche Schwesterlein nicht mit dem großen, häßlichen Schuster vor dem Nachbarhause?

Der Schuster ist ein eckiger, starker Negerbursche, mit breiter, kurzer Afrikanernase. Aber er ist — schmutzig. Garstige, lichte Flecken prangen auf seiner Brust, die aus dem noch niemals gewaschenen, offenen Hemd hervorlugt. Die Arme sind geradezu scheckig. Und auf der linken Backe

gibt es etwas Unerhörtes: eine weiße Stelle, die entweder von Brotteig oder Mehl herrührt.

Dieser schmutzige Kerl und das blitzsaubere Mädchen . . . es ist nicht auszudenken! Aber meine Beobachtung dürfte doch richtig sein, denn das immer heftiger protestierende Brüderlein verrät, daß nicht bloß die Gedanken der Schwester längst von den ihm lästigen Läusen abgelenkt worden sind, sondern auch die Blicke, die, statt in dem Urwald seines krausen Köpfchens das räubernde Wild zu suchen, immer länger und zärtlicher bei dem großen, starkknochigen Schuster verweilen.

Dreizehn sie, vielleicht siebzehn er! Der haarige Urwald auf des geplagten Brüderleins Haupt ist dicht und das Wild zahllos. Was will sie von dem Schuster?

Die große bunte Raupe hat meinen Tisch wieder erklommen und beansprucht meine Aufmerksamkeit. Nicht lange: aber, wie ich aufsehe . . . ist das Mädchen verschwunden. Und der Schuster? Wo steckt der Schuster?

Sein Schemel steht leer.

Der kleine Negerjunge heult. Und er schlägt wild um sich, als wollte er die Ungetreue prügeln.

RIO DE JANEIRO.

Das kritiklose Bewundern- und Genießenkönnen ist immer ein Zeichen von Verliebtheit. Und je stärker die angeborene oder angewöhnte Neigung zur Kritik entwickelt war, umso hingebungsvoller, andauernder und — kritikloser wird die Liebe sein können.

Aber die Menschen wandeln sich und nicht selten schwinden Gefühle ebenso rasch, wie sie gekommen. Dann stehen zwei einander gelangweilt und fremd gegenüber.

So ergeht es uns auch mit Dingen, in die wir einmal verliebt waren, mit Bildern und Büchern, Städten und Ländern: Auf einmal ist alles aus. Wir begreifen nicht, wie der Gegenstand einst Liebe wecken konnte; er hat sich vielleicht nicht im geringsten verändert — und ist doch für uns tot.

Aber es kommt vor, daß einer instinktiv weiß: Die! Keine andere sonst! Und wenn er das ganz bestimmt zu empfinden meint, dann wird sie die richtige wohl sein.

Mit solcher Gewißheit fühlt jeder, der zum erstenmal nach Rio de Janeiro kommt, daß er diese Stadt für alle Ewigkeit lieben muß. Auch die traumhafteste Vorstellung, die er von ihr hatte, ist ärmlich gegen die Wirklichkeit.

Wie mag dem Portugiesen André Gonzalves

zumute gewesen sein, als er, vor etwa vierhundert Jahren, als erster Europäer die riesige Bai sah, mit ihren siebzig Inseln, den grotesken Formationen im Hintergrunde und der prachtvollen tropischen Vegetation? Er hat gewiß anfänglich seinen Augen mißtraut und geglaubt, das gelbe Fieber treibe ein seltsames Spiel mit seiner Phantasie.

Für den europäischen Seefahrer von heute, der ohne Gefahren und mit allem Komfort nach zwei- bis dreiwöchiger Fahrt in die Bucht von Rio de Janeiro gelangt, ist der Anblick, der sich ihm bei gutem Wetter darbietet, zwar weniger verwirrend, aber gewiß ebenso fesselnd wie einst für den ruhmreichen Portugiesen. Noch immer gibt es, unweit der Küste, unberührtes Land. Viele der nadelartigen Felsen und Spitzen wurden noch niemals erklommen. Und in den Urwald kämpft sich der Mensch nur schrittweise und nicht weiter als er gezwungen ist, vor. Dennoch: was die Zivilisation hier in den vier Jahrhunderten und hauptsächlich in den letzten Jahrzehnten geschaffen hat, das ist so gewaltig und wunderbar wie die Landschaft, der es eingefügt ist, als wäre alles immer dagewesen, als sei es ihr abgeschaut und abgelauscht.

Nirgends findet die Natur so vollkommene Ergänzung: zu ihrer märchenhaften Pracht den reichsten Luxus, zu den kulissenhaften Gebilden ein Durcheinander an Rassen und Stilarten, zu ihrer imposanten Größe die monumentalen Bauwerke und Riesenschiffe, zu ihrer Anmut den Wohlklang der portugiesischen Sprache!

Und gekrönt ist diese Hauptstadt der Tropen in ihrer chaotischen Vielheit mit den wunderbar symmetrischen Kronen der Königspalme, die alles, was die Natur sonst noch und was der Mensch geschaffen, wahrhaft majestätisch überragt. —

Wer bisher sich selbst genügte, wird auf dem Gipfel des „Zuckerhutes“, dem Wahrzeichen Rios, erkennen, daß eine Menschenseele zu eng und arm ist, um solche Weite und ihre Wunder zu fassen; wer mit einem zweiten kommt, dessen Seele mit seiner eigenen nicht verschmolzen ist, wird nicht froh und frei werden können, sondern noch verlassener und einsamer sein, als käme er ganz allein; aber wer sehnsüchtig und verliebt ist — und geliebt wird, kann nirgends grenzenloser genießen und glücklicher sein.

Was einer empfindet, wenn er von dort oben herabsieht, soll er sich bewahren — auch wenn er Bücher schreibt.

Denn wer alles preisgibt, wird zum Bettler.

SPRINGFLUT UND RATTE.

Das Meer liegt still wie sonst; fast spiegelglatte Fläche . . . Plötzlich reitet Woge um Woge in die Bucht von Rio de Janeiro und pocht an den Granit der Molen.

Ohne merkbaren Übergang ist die Springflut da.

Die stürmenden Reiter stürzen sich auf den von Menschenhand gefügten Wall, sie prallen ab an dem felsigen Bau und fluten geschlagen zurück. Doch neue Schwadronen strömen heran, in unübersehbarer Menge: die erste netzt bloß die Mauer; die hundertste lockert den Stein; aber die tausendste reißt ihn, flüchtend, mit sich.

In die Scharte des Walles bricht nun das Meer; mit der Gewalt seiner Fläche hebt es mühelos Tonnengewichte und wirft sie auf die Straße, die den Strand entlang läuft, oder schluckt den behauenen Felsen mit Gier.

Bald klaffen breite Wunden in dem Geländer. Eiserne Laternen sind geknickt und Palmen zersplittern.

Und das Meer tobt und vervielfacht die Wucht. Aus seiner Tiefe springen die Fluten, sie fegen über die schartigen Molen hinweg und weit über die Straße.

Das Meer in Aufruhr! Springflut an der Ave-

nida! In respektvoller Entfernung drängt sich das Volk um den Strand.

Das Schauspiel ist schaurig. Ungeheure Opfer fordert der launische Gott.

Der Andrang wächst von Stunde zu Stunde. Noch in später Nacht stehen die Massen in stummem Bewundern — und trauern.

*

Auch ich bleibe die halbe Nacht auf dem Kai und kann mich nicht sattsehen; stehe neben einer breitstämmigen Palme, hinter welcher ich Schutz vor dem Sprühregen finde, wenn er sich allzuweit vorwagt.

Eine riesige Wolke hängt schwarz, unheimlich schwarz, über der Bucht; wie auf durchsichtiges Pergament gemalt. Die leichte Brise nagt an den Umrissen des formlosen Ungeheuers.

Zwischen den Wolkenfetzen, die sich allmählich von dem gewaltigen Rumpf loslösen, schimmert rötlich der Mond. Und mit einem Male tritt er ganz hervor, groß und rund, lichtvoll — lächelnd.

Gespenstisch wächst aus den tiefschwarzen Wogen, von mystischem Licht übergossen, eine Felsenstadt mit Türmen und Kuppeln, mit Riesen und Zwergen. Seltsam umrauscht die Brandung eine phantastische Welt.

Zauberhaft ist diese Nacht in den Tropen.

*

Auch an dem folgenden Tage setzt das Meer sein Zerstörungswerk fort. Weite Strecken der Strandavenida sind verwüstet.

Aber der Mensch gewöhnt sich rasch an ein unabwendbares Unglück und nimmt es ohne Empörung hin.

So ist auch heute wieder Alltag und die treibenden Kräfte, die das Volk noch immer zu den Molen zwingen, sind nur mehr die Schaulust und Neugier.

Aber erst um die Mittagsstunde erreicht die Springflut ihren Höhepunkt. Mächtige Wogen setzen baumhoch über die Ruinen des Walles und stürzend zerschellen sie auf dem Asphalt. Die Straßen werden zu Flüssen; zu Inseln die Bäume.

Vom neuen bannt das entfesselte Meer die Seele der Massen, die das Ereignis schauen und in erneuter Erregung der kühnen Musik des wilden Wellenschlags lauschen. Fast regungslos steht Mensch neben Menschlein auf überhöhtem Terrain.

Auf einmal kommt Bewegung in die Menge. Was geschah? Schlug eine Welle auf die arbeitenden Soldaten nieder, die kostbares Material, das halb schon verloren, mühsam zu retten versuchen? Oder erstickte die Flut den Mann, der, selbstlos sich opfernd, eiserne Ketten um die Reste der Brüstung schlang?

Nein — nichts von all' dem. Nur einer Ratte, einer gewöhnlichen, armseligen Ratte gilt das Interesse der Menschheit, jener andächtigen, befangenen, wie sie die Kirche sonst füllt.

Die Ratte, auf der Flucht vor dem Meer, das sie bedrängt, wählt die Richtung der Menschen.

Schwimmend erreicht sie das überhöhte Terrain.

Einer springt vor. Mit dem Fuß schleudert er das Tier wie einen Ball in das Volk.

Das Spiel beginnt. Und wie jedes Spiel, wird es zum Kampf für die Masse.

Ein lebendes Tier als Fußball! Schon der Gedanke entzündet das Kollegiale im Menschen.

So entsteht nun ein wüstes Gedränge. Und bald übertönt ein Freudengeheul das wilde Rauschen des Meeres. — — —

Die Menschheit bleibt Sieger; im Kampf mit der Ratte.

DER HERR GEGENÜBER.

Auf der Strecke Rio de Janeiro — Sao Paulo saß ich im Speisewagen einem jungen Mann gegenüber. Er hatte nichts Außergewöhnliches an sich als eine Krawatte, die mit dem letzten Schnelldampfer aus Paris gekommen sein mußte, denn sie war allerneuester Mode. Und mitunter genügt auch eine Krawatte, um sich über einen fremden Menschen ein bestimmtes Urteil zu bilden.

In diesem wurde ich noch dadurch bestärkt, daß der Jüngling den teuersten Wein bestellte, den die Karte verzeichnete. Außerdem nahm er einen Cock-tail, zwei Liköre und ein Gläschen Kognak zu sich. Er war von bezwingender Freundlichkeit, wie man sie nur bei Südländern findet, aber ich übte eine unbezwingliche Reserve, weil mein Urteil über den jungen Herrn lautete: Kommis, in Begleitung der Geschäftskasse. Ich wäre keineswegs verwundert gewesen, wenn plötzlich ein Detektiv die Hand auf die Schulter des Burschen gelegt und gesagt hätte: „Im Namen des Gesetzes!" Ich war erst eine Woche in Brasilien und mit den Verhältnisssen des Landes nicht vertraut. Deshalb wußte ich nicht, daß es hier als Beleidigung aufgefaßt wird, wenn man der Einladung mitzutrinken nicht Folge leistet. Auch war ich noch voreingenommen

genug, mich dagegen aufzulehnen, mit zweifelhaften Existenzen oder doch mit solchen, deren Berechtigung ich anzweifelte — Dieben, Einbrechern, Mördern — ohne inneren Widerstand auf eine glückliche Zukunft anzustoßen. Die Zeiten, da ich mit schmutzigen Gauchos und verkommenen Weißen aus dem gleichen Blechröhrchen Mate schlürfen würde, sollten erst kommen. Vorläufig war ich noch in- und auswendig Europäer und dem stand im Augenblick nichts im Wege, das ihn an seinen Gewohnheiten hätte hindern können, denn ein südamerikanischer Speisewagen unterscheidet sich in bezug auf Komfort und Genüsse nicht unvorteilhaft von einem europäischen.

Um nicht mittrinken zu müssen, versuchte ich, dem Herrn gegenüber, der nur portugiesisch sprach, klar zu machen, daß ich Antialkoholiker sei. In seinem freundlichen Blick schimmerte auch nicht die leiseste Spur von Geringschätzung, als er mich ansah, und ich war durch seine Güte und Milde bezaubert und nahe daran, mein vorschnelles Urteil zu revidieren. Doch nein — der junge Mann bestellte, unbegreiflicherweise, einen Apfel — hier im Lande der Bananen, Zitronen und Mandarinen! — einen aus Florida importierten Apfel, zu einem Preis, um den man im Staate Pernambuco gewiß ein Dutzend ausgewachsene Orangenbäume samt Ernte kaufen konnte. Flüchtig ging mir durch den Sinn, wie einst auf der Fahrt nach Buffalo ein glücklicher Familienvater seinen vier verwöhnten Fratzen vier herrliche, rotbackige Floridaäpfel ge-

kauft hatte — das Stück zu einem Dollar — die dann zu meinem Entsetzen dazu dienten, aus ihnen Köpfe herauszuschnitzen und sie mit Ruß zu bemalen. Aber jener Krösus trug einen schäbigen Anzug und überhaupt keine Krawatte und deshalb ging damals wohl alles mit rechten Dingen zu. Hier nun lag der Fall wesentlich anders. Der junge Gent konnte sich aus regulärem Besitz unmöglich einen Apfel aus Florida leisten, noch dazu bei dem erbärmlichen brasilianischen Wechselkurs. Während ich mir mein ursprüngliches Urteil nun endgültig bestätigte, lehnte ich mich in meinem Sessel zurück und betrachtete die Landschaft — natürlich nicht mit der verräterischen Neugier irgend eines Neulings, sondern als ob ich die Strecke bereits so genau kennen würde wie ein alter Kondukteur, der, aus dem Schlaf erwachend, ohne einen Blick nach der Uhr oder durchs Fenster zu tun, ausruft: „Noch fünf Minuten!"

Der junge Mann zog eine hochelegante Tabatiere aus der Tasche. „Aha," dachte ich, als ich der beringten Bahiazigarren ansichtig wurde — „der Hochstapler!" Blitzschnell holte ich eine „Jockey"-Zigarette hervor, um mich nicht auch noch als Nichtraucher entschuldigen zu müssen.

Mit sichtlichem Bedauern schloß mein Gegenüber die Tabatiere wieder, der er ein Exemplar entnommen hatte, und legte sie vor sich auf den Tisch.

Auch aus einer Tabatière kann der geschickte und erfahrene Beobachter auf den Besitzer schlie-

ßen. Nun also, ich gestehe offen ein, daß ich Reue empfand, denn ich hatte mich, wenn es nach der Tabatiere ging — und warum sollte es nicht? — in dem jungen Mann gründlichst geirrt. Die Tasche war von erlesenstem Geschmack und vor allem recht abgegriffen, was auf jahrelangen Gebrauch hindeutete. Und dann befand sich auf der mit Silber verbrämten Ecke ein eingraviertes Wappen mit einer ganz respektablen Anzahl Zakken . . . „Also doch!“ dachte ich, obzwar ich vordem gewiß mit keinem Gedanken eine solche Möglichkeit in Betracht gezogen hatte, „— also doch! Ein Sprößling aus altem Geschlecht, durch den Umgang mit Handlungsgehilfen, deren Abgott er ist, in seinen Allüren nicht unbeeinflußt, durch Wohlleben geistig zurückgeblieben, interesselos an Dingen, die nicht ganz von dieser schönsten, aber nichtigsten aller Welten sind . . . Also doch!“ Aber es war auch gar nicht möglich, daß ein junger Mensch ohne wirklich gute Kinderstube einem andern, der ihn dem Anschein nach ignoriert, in Wirklichkeit aber analysiert, mit unveränderter Liebenswürdigkeit gegenübersitzen und ihn immer von neuem einladen konnte. Er hatte natürlich erkannt, daß der Fremdling der Landessitten gänzlich unkundig sei und hielt sich für verpflichtet, an seiner Erziehung zum Brasilianer mitzuwirken.

Leider wurde unsere Unterhaltung eine recht mangelhafte. Der Jüngling drückte sich langsam und deutlich aus, sodaß ich ihn einigermaßen verstehen konnte. Aber mein Originalgemisch aus

allen romanischen Sprachen bedurfte immer erst der Unterstützung durch Mimik und Wörterbuch. Ich bekam heraus, daß er nach längerem Aufenthalt in Rio de Janeiro dort so vielseitige gesellschaftliche Pflichten auf sich geladen hatte, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließen, daß er es nun vorzog, für einige Zeit zu verreisen. und zwar nach einem ziemlich entlegenen, fast unbekannten, stillen Ort, natürlich ganz inkognito. Er betrachtete seine Tabatiere liebevoll und steckte sie in die Tasche.

„Aber warum fahren Sie so ganz allein?“ fragte ich ihn.

Er erwiderte lächelnd: „Ach, in meinem Alter bleibt man ohnedies nirgends lange einsam!“

Wir hatten schon vor einer längeren Weile schwarzen Kaffee bestellt, aber noch nicht erhalten. Nun sah der junge Herr nach der Uhr und rief den Kellner.

Der „Café negro“ wurde erst serviert, als der Zug an einer kleinen Station hielt. Wir schlürften das wunderbar aromatische Getränk mit Wohlbehagen. Ich dachte an die braune Suppe, die in Europa unter dem Pseudonym „Kaffee“ verabreicht zu werden pflegt. Und ich empfand mit froher Ungeduld die Nähe Sao Paulos und Santos’, der Cafézentren der Welt und der vielen Überraschungen des tropischen Neulandes.

Welches merkwürdige Rassengemisch gab es durch das Fenster zu schauen! Weiße, bräunliche, braune, schwärzliche und ganz schwarze Brasili-

aner tummelten sich auf dem Perron. Und es herrschte eine vergnügliche Feststimmung, vielleicht weil unser Zug eingetroffen war oder weil er wieder abfuhr oder aus irgend einem anderen unbegreiflichen Grund.

Leider war, als sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte und ich den gewiß landeskundigen Herrn gegenüber befragen wollte, dieser spurlos verschwunden. Ich dachte, er würde wiederkehren — aber da standen auch schon alle Kellner aufgeregt um mich herum und ihr Häuptling fragte:

„Kennen Sie den Mann?“

„Nein,“ anwortete ich, obgleich ich ihn wohl erkannt zu haben meinte.

„Der Schurke ist abgesprungen, als der Zug aus der Station fuhr!“ rief der Oberkellner wütend und schrieb die Rechnung zusammen.

„Hm —“ machte ich gefaßt. „er hat wie ein Hochstapler ausgesehen und sich auch ganz danach benommen!“

Ich zeigte auf die teuere, nur halb geleerte Weinflasche.

„Aber der Herr haben doch mitgetrunken?“ fragte der Ober lauernd.

„Leider bin ich Antialkoholiker, sonst hätte ich, natürlich,“ sagte ich im Tonfall des Bedauerns.

Die Kellnerschar zog unverrichteter Dinge ab. Der Platz gegenüber blieb leer.

DER KÖNIG VON POLEN.

Das Hotel Popular bot keine lukullischen Genüsse. Es gab Bohnen, Reis, zähes Rindfleisch, Gelee, schwarzen Kaffee — das ländliche südbrasilianische Mittags- und Abendmenü für die sieben Tage der Woche.

Das Hotel Popular verfügte über keine kostspielige Einrichtung. Ein roh gezimmertes Büfett, vier ebensolche Tische und einige harte Sessel bildeten das ganze Mobiliar.

Aber ich könnte nicht sagen, daß mir das Essen nicht geschmeckt oder daß ich die Einrichtung ärmlich gefunden hätte. Das einzige, was ich an dem Hotel aussetzen konnte, war das Fehlen von Spucknäpfen.

Übrigens hätten die Gäste von diesen doch keinen Gebrauch gemacht; zum mindesten nicht die Gäste, in deren Gesellschaft ich zu Tische saß.

Die Leute redeten ein unverständliches Kauderwelsch; nur mein Nachbar sprach das Portugiesische vollkommen rein, sodaß ich hie und da ein Wort aus der Unterhaltung aufschnappen konnte.

Er war ein wüst aussehender Kerl, mit Hemd und Hose bekleidet, von welchen nur noch spärliche Reste zu sehen waren; die Fetzen und die

schmutzstarrende Haut zeigten einen einheitlichen erdbraunen Farbton. Die Hände des etwa fünfzigjährigen Mannes entbehrten anscheinend seit Monaten des Wassers und der Seife und waren deshalb mumienhaft runzlig und vertrocknet. Er hatte das typische Säufergesicht — verquollene, blasse Äuglein unter angeschwollenen Lidern, eine dicke, rote Nase, und feuchte, eklige Lippen. Das wirre, spärliche Haar fiel über die Stirne. Der eckige, breite Schädel auf dem kurzen, gedrungenen Hals gab ihm ein stierhaftes Aussehen.

Er trank lächelnd ein Glas Schnaps nach dem anderen. Der Wirt kassierte jedes gewissenhaft ein.

Unsere Tischgenossen verabschiedeten sich von mir wie alte Bekannte und verließen das Lokal.

Ich bestellte Bier.

„Darf ich Ihnen einschenken?“ fragte ich meinen Nachbar nach Landessitte.

„Sie können deutsch mit mir sprechen!“ erwiderte er mit tadelloser Aussprache und fuhr, als er mein Erstaunen bemerkte, fort: „Ich habe gleich gewußt, daß Sie Deutscher sind! Ich weiß immer, wer einer ist, denn ich kenne jede Nation und verstehe jede Sprache, die man in Europa und in Amerika spricht; übrigens auch jeden deutschen Dialekt.“

„Erstaunlich!“ sagte ich. „. . . Sind Sie vielleicht . . . früher . . . Philologe gewesen?“

„Bin immer das gewesen, was ich heute bin . . .

aber kein Professor kennt so viele Sprachen wie ich!“

„Sind Sie in Deutschland geboren?“

„I wo! Ich bin Pole, Senor! Vater und Mutter waren Polen! Es lebe das Königreich Polen!“

„Die Republik!“

„Zum Teufel! Brasilien ist Republik! Das Königreich Polen soll leben!“

„Entschuldigen Sie — Polen ist seit seiner Befreiung Republik!“

„Wie Brasilien? Nicht Königreich? . . . Schade . . .“

„Warum?“

„Dann hat es keinen König!“

„Natürlich nicht . . .!“

„Das ist nicht so natürlich, wie Sie meinen, Senor! Das ist sogar sehr unnatürlich! Wir Polen müssen unserem Königreich wieder einen König geben!“

„Aber es ist doch . . .“

„Es ist d o c h Königreich! Sie verstehen das nicht, Senor! Sie sind nicht Pole! Sie sind Deutscher! Die Deutschen verstehen nichts von Politik! . . . Und Sie sind nicht einmal richtiger Deutscher . . . Sie sind aus Österreich . . . Ich merke das an einzelnen Ausdrücken! . . . O — mich täuschen Sie nicht! Ich kenne jeden, noch ehe er den Mund auftut . . . aber wenn er einmal spricht, dann könnte ich ihm seine ganze Lebensgeschichte erzählen . . . Polen soll leben!“

Wir stießen an.

„Sind Sie schon lange in Brasilien?“ fragte ich, nachdem ich von dem Bier genippt hatte.

Der Mann stellte das leere Glas vor sich hin und sagte verblüfft: „Lange? . . .“ Er füllte nach. „Wie meinen Sie das . . . Ob ich schon lange in Amerika bin? Seit fünfzig Jahren. — Solange ich lebe. Bin doch hier geboren!“

„Nicht möglich . . . Wo lernten Sie deutsch?“

„In der deutschen Kolonie, in der ich aufwuchs. Die deutsche Schule ist gut, Senor! Aber dann kam ich viel herum, ich bin von Beruf Böttcher. Ein tüchtiger Handwerker!“

„Davon bin ich überzeugt!“ beeilte ich mich zu versichern.

„Oft denke ich: Mensch, was bist du für ein Kerl . . . versäufst den ganzen Lohn, statt für deine alten Tage zu sparen . . . Ja, das denke ich oft . . . aber mich juckt jeder Reis in der Tasche . . . und wenn ich ’mal ein paar Milreis besitze . . . wie heute . . . dann gibt’s einen Festtag, Senor! . . . Wollen heute Polen feiern . . . würdig feiern . . . nicht mit Bier, das ist nichts für Polen . . . Bringe Schnaps, heda, Senor, Schnaps!!“

Die letzten Worte hatte er portugiesisch gesprochen, denn sie galten dem Wirt.

Doch der rührte sich nicht vom Fleck.

Der Pole suchte in allen Taschen, aber es wollte sich keine Münze finden.

„Man hat mich bestohlen!“ schrie er plötzlich, sich wieder der deutschen Sprache bedienend. „Ich

besaß acht Milreis, als ich kam — und habe noch keine fünf vertrunken! Man hat mich bestohlen!"

„Wollen Sie die Güte haben, Senor," wendete er sich höflich an mich, „einen Schnaps zu bestellen?"

Der Wirt lachte . . .

Warum lachte der Wirt? Er verstand doch nicht deutsch?!

„Trinken Sie noch eine Flasche Bier mit mir!" schlug ich vor.

„Ich sage nicht nein . . ." anwortete er traurig. „Aber es ist schade um das viele Geld, das Sie für Bier ausgeben."

Ich bestellte doch.

„Wenn ich Bier trinke, muß ich immer an den Engländer denken . . . nicht weit von hier . . . der goß jeden Abend eine Flasche teuern Scotch in einen Krug Wasser und soff dieses Zeug dann, bis er Bauchweh hatte . . . Es gibt sonderbare Käuze in Brasilien, Senor . . ."

„Auch bei uns in Europa!" rief ich. „In München sah ich einmal einen einzigen Menschen sechzehn Maß . . ."

„ . . Sechzehn Maß! Muß der Kerl einen Magen gehabt haben! . . . Ich glaubte bisher, nur die Deutschen könnten so viel vertragen!"

„Erlauben Sie —" wendete ich ein, „die Bayern sind doch Deutsche!"

„Sie sind falsch unterrichtet, Senor! Sie sind kein Sprachenkenner wie ich! Das Spanische ist

dem Portugiesischen ähnlicher als das Deutsche dem Bayrischen!“

„Was verstehen Sie eigentlich unter deutsch?“

„Das Hochdeutsch.“

„Wird in Deutschland nur an einigen Theatern gesprochen.“

„Ein komisches Land . . . Hat es wenigstens einen guten König?“

„Einen Kaiser — gehabt. Augenblicklich ist er in Holland.“

„Er ist unvorsichtig — euer König. Er sollte nicht weggehen. Wie leicht könnte sich ein anderer auf den Thron setzen!“

„Das ist nicht mehr möglich: Deutschland ist jetzt Republik!“

„Re—pu—blik —?“

„Jawohl . . . wie Polen . . . und Österreich!“

„Ös—ter—reich —?“

„Jawohl . . . auch Österreich!“

„Nein.“

„Ja.“

„Wollen Sie nicht doch einen Schnaps zahlen, Senor? Man begreift leichter . . .“

„Noch eine Flasche Bier — gern!“

„Findet sich denn kein König mehr für Deutschland und Österreich?“

„Nein.“

„Wer regiert jetzt bei euch?“

„Ein Präsident!“

„Wie in Brasilien? O — entsetzlich!“

„Das Volk wählt.“

„Ihr Deutsche versteht nichts von Politik!“

„Wir haben viel gelernt.“

„Senor, Sie sollen recht haben, wenn Sie mir einen Schnaps zahlen. Ich bin ganz nüchtern geworden. Pfui Teufel, ist das Bier wässrig . . . Der Engländer mit dem Krug . . . Ich möchte trinken — auf Polens Wohl! Aber nicht mit diesem . . .“

„Nun gut . . . einen Schnaps . . . aber wirklich nur e i n e n !“

„Er soll leben!“

„Wer?“

Zum Teufel! — unser König! Es lebe der König — ex!“

„Ex — mit Vergnügen.“

„Aber wir wollen doch nicht bei dem einen Gläschen bleiben . . . verflucht sei, der mich bestohlen hat . . . noch mindestens sechs Milreis müßte ich haben . . . Es ist mir sehr unangenehm, wie ein Bettler vor Ihnen zu erscheinen! Ich will Ihnen ein Geheimnis verraten, Senor, wenn Sie mir noch einen Schnaps zahlen . . . ein wichtiges Geheimnis, das noch niemand von mir erfahren hat . . . . aber Ihnen darf ich die Geschichte erzählen, denn Sie reisen morgen früh ab . . . und wenn Sie wieder drüben in Europa sind, können Sie ein Wörtchen für mich . . . für den Betroffenen einlegen . . . Halten Sie mich nicht für einen schlechten Menschen, Senor, weil ich Sie um Schnaps bitte . . . Sie brauchen sich meiner Ge-

sellschaft nicht zu schämen, Sie werden sofort erfahren . . . wer — ich — bin —! — — — — —
Darf ich bestellen?“

„Meinetwegen.“

„Zwei Schnäpse, Wirt!“ — —

„Auf alle Könige! . . . Es ist schade, daß Brasilien keinen hat . . . ich würde zu hohen Ehren gelangen können als . . . nun was glauben Sie, als was?“

„Haushofmeister.“

„Nix, Haushofmeister!“

„Kanzleichef.“

„. . . Als Hofböttcher natürlich! Sagte ich Ihnen nicht, daß ich ein hervorragender Handwerker bin? Ein ganz außergewöhnlicher . . . aber natürlich nicht jeden Tag!“

„Ist das Ihr Geheimnis?“

„Nein, Senor, mein Geheimnis kennt kein Mensch unter der Sonne . . . Bitte, noch ein Schnäpschen! . . . Sie wollen nicht? . . . Sie sind unbarmherzig, Senor . . . Ich bin ein armer Teufel . . . ausgeraubt . . . hätte sonst noch meine acht Milreis . . . aber es ist keine Schande, sich einen Schnaps zahlen lassen . . . wenn man bestohlen ist . . .“

„Den letzten!“

„Sie sind ein guter Mensch . . . wie alle Deutschen . . . aber von Politik versteht ihr nichts . . . die muß einem eingeimpft sein . . . wie mir! Mein Vater war ein edler Pole, Senor . . . und meine

Mutter eine edle Polin . . . sie kamen in ihrer Jugend nach Brasilien und es ging ihnen schlecht . . . denn sie hatten kein Geld . . . wie die meisten Polen."

„Was war Ihr Vater?"

„Was er war? Schuster. Was sollte er sonst gewesen sein? Alle Polen sind hier Schuster. Nur ich bin Böttcher."

„Das — Geheimnis?"

„. . . hat mein Vater einmal im Rausch verraten! Er war ein solider Mann . . . nur am Samstag betrunken . . . Ja, es war an einem Samstag . . . ich noch ein Kind . . . die Mutter schickte mich in der Nacht, den Vater aus der Kneipe holen . . . aber er gab mir Schnaps, damit ich bleiben sollte . . . Er wurde gesprächig . . . und sagte: „Mein lieber Sohn . . . sieh' mich an . . . ich bin nicht nur der Schuster, für den du mich hältst! Ich bin mehr!" — Und er erhob sich und stand vor mir wie Napoleon . . . so . . . wie ich jetzt vor Ihnen stehe, Senor . . . und sprach: „Wisse denn, Knabe, ich bin ein König!" — „Wo hast du deine Krone, Vater König?" fragte ich ehrfürchtig. — „Hier!" erwiderte er, zog aus der Tasche eine lederne Krone, die er selbst gefertigt hatte — und setzte sie sich aufs Haupt. — „Glaubst du nun, Knabe, daß ich ein König bin?" — „Gewiß, Vater!" sagte ich. — „Ich bin der König — und du bist der Kronprinz!" — Da rief ich: „Aber ich möchte doch Böttcher werden!" — — Mein Vater wurde rot vor Wut, warf seine Krone auf den

Boden und zerstampfte sie mit den Füßen. Dann gab er mir eine Ohrfeige. „Ein Königssohn willst du sein — du Lausbub? Du bist deiner Ahnen nicht würdig! In meinen Adern rollt fürstliches Blut . . .

„Er brach in Tränen aus, weinte lange und trank, bis er unter den Tisch fiel. Meiner Mutter erzählte ich nichts von dem, was ich erfahren hatte . . . Keinem Menschen sagte ich ein Wort davon . . . Nur Sie kennen jetzt mein Geheimnis und wissen, warum ich's mit den Königen halte — und wenn ich auch bloß ein Vagabund bin und in Lumpen herumlaufe, ist doch —"

„— jeder Zoll ein König!"

„Jawohl — jeder Zoll! Es freut mich, Senor, daß Sie sich meiner Gesellschaft nicht geschämt haben, obgleich Sie meine hohe Abkunft nicht kannten. — Wollen wir nicht noch ein Gläschen trinken?"

„Nein."

„Noch e i n Gläselchen!"

„Nichts mehr!"

„— — So lohnen Sie mir meine teuersten Geheimnisse? Sie sind undankbar, Senor! Sie sind ein Deutscher! Ihr habt euern König vertrieben! Ihr versteht nichts von Politik! Ihr sauft Bier! Der Engländer mit dem Skotchwasser war ein Gentleman gegen Sie! Man sollte euch aus dem Lande jagen! Ihr könnt nicht mit Königen umgehen! Ihr Volk!"

Breit stand der Wirt vor dem Polen.

„Hier wird nicht geschrieen!"

Da blinkte ein Messer . . . aber im nächsten Augenblick beförderte ein Fußtritt den Betrunkenen ins Freie.

„Ein armer Teufel . . ." meinte ich bedauernd.

„Seit ich hier bin . . . das sind ungefähr zwanzig Jahre . . . führt der Kerl die Fremden mit seiner dummen Geschichte an," sagte der Wirt und lächelte treuherzig, während er eine gepfefferte Rechnung auf die Tischplatte schrieb.

GESCHÄFTSMORAL.

Der Zug fuhr in großen Serpentinen über das nur leicht gewellte Land.

„Welche unglaubliche Verschwendung an Material und Zeit," sagte ich kopfschüttelnd zu meinem Nachbarn, einem kleinen, rundlichen Mann, der, wie er mir stolz versichert hatte, in „Flanellen" reiste.

„Der Bahnbau wurde nach Kilometern vergeben! Ist es dem Unternehmer zu verdenken, wenn er bemüht war, recht viele zu verrechnen — umsomehr, als er dadurch jede kostspielige Erdverschiebung vermied?"

„Ansichtssache . . ." murrte ich ärgerlich. „Wir müssen nun darunter leiden."

„Ich nicht," meinte er lächelnd. „Ich bekomme Tagesdiäten. Meinetwegen könnte die Bahn wochenlang immer im Kreis herumfahren!"

DAS VORBILD.

Ich bin nicht im geringsten erstaunt, als ich auf einer kleinen Bahnstation Südwestbrasiliens in meiner Muttersprache nach der Zeit gefragt werde. In den Südstaaten hört man neben der portugiesischen Landessprache sehr häufig ein recht gutes Deutsch, auch von Angehörigen fremder Nationen, ja sogar von Negern.

Aber der Fragende, ein kräftiger, breitschulteriger, blonder Mann mit derben, arbeitsgewohnten Fäusten, ist ein Deutscher. Sein kleiner Kopf paßt nicht recht zu der gewichtigen Statur. Seine Gesichtszüge sind derb, nicht unschön und ihr Ausdruck ist gutmütig und verrät doch eine gewisse Verschlagenheit: ich halte ihn also für einen Bauer.

Er trägt den landesüblichen breitkrämpigen Hut, einen braunen Leinenanzug und seine Beine stecken in hohen Reiterstiefeln. Äußerlich unterscheidet er sich von den deutschen Kolonistensöhnen, die ich auf meiner Landreise bisher angetroffen, nur durch das Fehlen einer Pistole, von der sich hierzulande sonst niemand gerne trennt.

Der Fremde freut sich, einem Landsmann zu begegnen, der von „drüben“ kommt. Und er er-

zählt mir, er sei — Pastor einer protestantischen Sekte in einer deutschbrasilianischen Landkolonie.

„So sieht ein Wildwest-Pastor aus?“ frage ich mich und mustere ihn neugierig, während wir uns nebeneinander auf einer der unsauberen Bänke unseres Zuges, der sich eben langsam in Bewegung gesetzt hat, niederlassen.

Er bemerkt mein Erstaunen und sagt lächelnd: „Sie haben mich gewiß für einen Kolonisten angesehen? Das stimmt ja auch. Jeder Deutschbrasilianer ist Kolonist — ich allerdings bin es nur nebenbei . . . Ich besuchte das heimische Seminar meiner Kirche und nun bin ich seit zwei Jahren Pastor und Schullehrer in einer jungen, deutschen Gemeinde.“

„Kolonist, Pastor und Schullehrer in einer Person? Ihre Siedlung ist gewiß noch sehr klein?“ fragte ich verwundert.

„Sie ist klein und verfügt noch nicht über die nötigen Mittel für eine eigene Lehrkraft. Deshalb muß der Pastor herhalten. Dieses Verfahren ist hier gang und gäbe. Die Kolonisten der ersten Generation legen selten Wert auf gründliche Schulbildung. Sie sind zufrieden, wenn die Kinder lesen und notdürftig schreiben lernen und natürlich rechnen. Mehr brauchen sie nicht.“

Der Pastor erzählt von der unendlichen Mühe, deren es bedarf, die Erwachsenen Sonntags in den Betsaal zu bringen und die Kinder werktags in die Schule; und von den Schwierigkeiten, an Geld so viel hereinzubekommen, um menschen-

würdig leben zu können. Er sagt: „Es kommt vor, daß Kolonisten aus der Kirche austreten, wenn die Kinder der Schule entwachsen sind, nur um den jährlichen Beitrag, der eingemahnt werden könnte, zu ersparen. Verstünde ich mich nicht auf die Pflanzung — die Leute ließen mich verhungern!"

„Wenn ich mir nur so viel zurücklegen könnte," fährt er traurig fort, „um mir ein Landlos kaufen und eine eigene Hütte bauen zu können! Dann fällt der Hauszins weg und ich kann überdies eine ertragreiche Pflanzung anlegen, während ich jetzt kaum so viel ernte, als ich für mich allein benötige... und verheiratet sollte man wohl sein..."

„Was — Sie sind noch ledig?" ruft ein Mann, der neben mir sitzt und sichtlich nur auf den geeigneten Moment gewartet hat, um sich ins Gespräch zu mischen.

„Bisher verdiente ich nicht genug, um ernstlich ans Heiraten denken zu dürfen."

Mein Nachbar meint leichthin: „Es gibt allerdings schon reichlich viele Sekten im Land. Ist es richtig, daß in Deutschland das Sektenwesen verboten ist?"

Ehe ich antworten kann, sagt der Pastor schnell: „Meine Kirche kam aus Nordamerika. Sie hat in Brasilien schon zahlreiche Gemeinden gegründet und unterhält sogar ein eigenes Seminar!"

„Das ist wie mit den Vereinen," meint mein hartnäckiger Nachbar. „Immer entstehen neue, obgleich es ihrer schon zu viele gibt!"

Der Pastor schweigt.

„Ich finde die Sektenbildung sehr verständlich," wende ich ein, in der Absicht, den Angriff des dritten auf unseren gemeinsamen Reisegefährten zu mildern. „Um jedem einzelnen gerecht werden zu wollen, müßte es ebenso viele verschiedene Kirchen oder doch Sekten geben — wie Menschen. Aber in einer Zeit, da nur die wenigsten ein eigenes Heim besitzen, kann an so zahlreiche Kirchenbauten wohl nicht gedacht werden . . ."

Nun nickt mir der Pastor lächelnd zu, doch er fühlt sich noch immer nicht bemüßigt, zu unserem Thema Stellung zu nehmen.

„Es kann nicht daran gedacht werden! . . ." wiederholt der Nörgler überlaut. „Man kann nicht immer neue Kirchen bauen!"

Der Pastor ist keineswegs gekränkt. Er scheint abgehärtet zu sein . . .

„Weil es praktisch unmöglich ist, für jeden einzelnen eine eigene Kirche zu bauen . . ." erkläre ich, an meine vorhergehende Bemerkung anknüpfend, mit großem Ernst, „deshalb muß der Mensch sehen, wie er mit den vorhandenen auskommt; er muß seinen Glauben so lange und gründlich disziplinieren, bis dieser sich den Dogmen einer bestehenden Kirche widerspruchslos einfügt. — Am besten wäre es, den alten heidnischen Sonnengott wieder in seine Rechte einzusetzen und alle Kirchenlieder auf ihn umzudichten!"

Nun lachten beide; der Nörgler und der Pastor.

„Lachen Sie nicht, meine Herren,“ rufe ich und lege mein Gesicht in noch ernsthaftere Falten, „es ist viel Wahres in meinen Worten. Nachdem es nicht tausend Millionen Kirchen geben kann, sollte es nur eine einzige geben: und was in dieser einen gepredigt würde, das wäre jener einzig richtige Glaube, von dem jeder Mensch etwas in sich hat — und jede der bestehenden Kirchen etwas. Die Gottheit ist schließlich doch von jeher in allen Religionen ganz genau dieselbe . . .“

Nun ist der Pastor endlich zur Stellungnahme bereit.

„In den alten Religionen — vielleicht. Aber es ist ein starkes Bedürfnis nach neuer Auslegung der Bibel vorhanden gewesen — und diesem Bedürfnis verdankt unsere Kirche ihre Entstehung.“

„Amen,“ denke ich und setze dann, auf seine zusammenhangschwache Bemerkung einschnappend, laut fort: „Die Auslegung ist Nebensache.“

Der Pastor beteuert, ein wenig erregt: „Ich habe die Überzeugung, daß alles n u r auf die Auslegung ankommt.“

„Es darf bei einem Gesetzbuch für Glaube, Hoffnung und Liebe kein Spielraum für Auslegungen gelassen werden. Es muß alles für alle einfach, klar und verständlich abgefaßt sein.“

Der Nörgler brummt: „Das ist die Bibel.“

„Gewiß ist sie das!“ rufe ich, hoch erfreut, daß wenigstens einer mich verstanden hat. „Wozu

aber muß sie dann noch ausgelegt werden? Das ist doch gar nicht nötig!“

Der Pastor schüttelt den Blondkopf.

„Die Auffassung meiner Kirche weicht in manchem von jener der lutheranischen ab. Und daß wir immer neue Anhänger finden, beweist am deutlichsten, wie sehr es eben doch auf die Auslegung ankommt!“

Nun bereue ich aufrichtig, dem einfachen, bescheidenen Menschen so arg zugesetzt zu haben. Er ist ein treuer Diener seiner Kirche. Und schnell lenke ich das Gespräch auf ein neues Thema über: „Es muß ein schwerer Beruf sein . . .“

„Wir leisten wahre Pionierarbeit. Und noch dazu in einem Land, wo Idealismus nur belächelt wird, weil jeder mehr als anderswo dem Geld nachläuft und nur schnell reich werden will. Die Pastoren in Deutschland haben es leichter. Sie sitzen wohlbestallt in ihrer Pfarre und erfreuen sich der Liebe und Treue der Gemeinde, wir aber müssen mit hartgesottenen Bauern, die uns oft nicht einmal Achtung entgegenbringen, zusammenleben. Unser Beruf führt uns häufig in unwegsame Gegenden, wir sind von wilden Tieren und Schlangen bedroht — und noch viel mehr von dem räuberischen Gesindel, das sich überall herumtreibt. Und nicht das geringste darf man sich vergeben. Da heißt es gleich: Was haben wir für einen Pfarrer! Einmal statt eines — zwei Schoppen . . . und die ganze Kolonie weiß es. Aber die anderen dürfen sich betrinken . . .“

Ein langer, hagerer Mensch mit einem kleinen rundlichen Gesicht, aus dem die dunklen Äuglein listig hervorlugen, stand schon eine Zeitlang an die Bank gelehnt und setzt sich nun neben den Blonden: „Ja, das ist richtig, Herr Pastor. Die Leute wollen ein Vorbild haben; und sie ärgern sich, wenn es ihnen zerstört wird.“

„Es gehört zum Beruf . . .“ knurrt mein Nachbar, der lange genug geschwiegen hat.

Der Neuhinzugekommene sagt: „Ich kenne die Verhältnisse hier wie kaum ein zweiter, denn als Direktor einer Landgesellschaft komme ich überall herum. Kein Beruf erfordert mehr Aufopferung als der eines Pastors und Schullehrers in einer neuen Urwaldkolonie. Die Leute haben kein Verständnis für geistige Arbeit! Es ist eben schon das kleinste Kerlchen im Hause nötig.“

Ich bin beschämt; die Lösung schwieriger Religionsprobleme kann natürlich niemals Sache von jungen Urwaldgeistlichen sein. Und dieser ist gewiß ein wahrhaft gutes Vorbild für seine Gemeinde. — —

Der Zug verlangsamt sein Tempo, denn wir nähern uns einer Station. Zu meinem Bedauern verabschieden sich der Pastor und der Landagent, die aussteigen und ihre Reise ins Innere zu Pferd fortsetzen müssen.

„Es war mir eine Wohltat, nach langer Zeit endlich wieder etwas von Deutschland gehört zu haben,“ sagt der junge Geistliche und drückt meine Hand so kräftig, daß ich von seiner Tüchtigkeit

für die nächsten zwei Stunden völlig überzeugt bin. Und während ich noch darüber nachgrüble, wann ich wohl im Verlaufe der Unterhaltung von Deutschland gesprochen hätte, reicht mir der Pastor einen Lutheranerkalender, den er einer der beiden Satteltaschen, die unter der Bank lagen, entnahm. Nur die eine der Taschen ist mit Büchern, die andere hingegen mit nützlichen Gebrauchsgegenständen — Pfeife, Tabak und Feldflasche — angefüllt.

„Lesen Sie den Kalender, es ist unser erster Jahrgang!“ ruft der Pastor freudig und stolz.

Ich nehme und danke. „Zur Erinnerung und Erbauung,“ sage ich.

Der Pastor ist gerührt und drückt mir nochmals die Hand — die ich ihm nicht entziehen mag, weil ich den Braven um alles in der Welt nicht beleidigen möchte: Von seiner Tüchtigkeit bin ich nun aber mein Leben lang überzeugt.

Knapp vor der Einfahrt in die Station tritt der Schaffner in unseren Wagen und auf uns zu: „Die Fahrkarten!“

Ich weiß nicht, in welche Tasche ich meinen Fahrschein steckte. Hastig suche ich ihn, während mich der Nörgler lächelnd betrachtet. Endlich habe ich die Karte gefunden. „Bitte . . .“ sage ich, obzwar das hier nicht üblich ist — aber ich bin im Ausland immer bestrebt, möglichst höflich zu sein, um nicht für einen Engländer gehalten zu werden, was seltsamerweise trotzdem häufig der Fall ist.

Auch mein Nachbar weist seinen ordnungsge-

mäß gelösten Fahrschein vor. Der Landagent dagegen und — der Pastor besitzen keine Fahrkarten.

In den Zügen des Pastors steht die Enttäuschung über die unverhoffte Kontrolle deutlich geschrieben; und seine Augen sehen recht düster drein. Der Agent hingegen lächelt und trägt nicht die geringste Verlegenheit zur Schau.

Auf seinen Wink verschwindet der Schaffner.

„Ich werde die Sache in Ordnung bringen, Herr Pastor," sagt der weltliche Schwarzfahrer. „Nun benütze ich diese Bahn schon seit fünfzehn Jahren, ohne jemals eine Karte gelöst zu haben. Ich kenne jeden Beamten und jeder kennt mich. Deshalb zahle ich auch bloß die Hälfte — aber natürlich immer sehr diskret. Auf diese Weise erspare ich Geld — und der Schaffner macht dabei sein Geschäft. — Die Karte kostet zwölf Milreis, vierhundert Reis. Geben Sie dem Mann sechs Milreis und das Geschäft ist gemacht . . . Es ist wohl am besten, Sie lassen mich die Sache regeln!"

Der Pastor greift in die Tasche . . .

„Kürzlich erschien ein neuer Schaffner — der unverschämte Mensch scheute sich nicht, auch noch die vierhundert Reis zu halbieren. Da wurde ich aber kotzengrob und sagte dem Kerl gründlichst meine Meinung . . ."

Das erzählt der Landagent.

Der Pastor gibt ihm die verlangten sechs Milreis . . .

„Meine Herren, lassen Sie sich nicht übers Ohr

hauen!“ ruft der Agent, und während er die Silbermünzen in seiner Hosentasche verschwinden läßt, blinzelt er mir wohlmeinend zu. „In diesem Lande heißt es auf der Hut sein — es wimmelt von Betrügern!“

Der Geistliche ist froh, so billig davongekommen zu sein. Er hat den halben Fahrpreis erspart. Seine Miene hellt auf.

Nun bremst der Zug. Die beiden steigen aus.

Nachdenklich blättere ich in dem Lutheranerkalender. Er enthält erbauliche Geschichten und religiöse Lieder.

„So ein Dummkopf . . .“ höre ich meinen Nachbar ärgerlich brummen.

Obgleich ich die Worte keineswegs auf mich beziehe, wende ich mich ihm gedankenvoll zu; vielleicht nur deshalb, weil mir die nötige Sammlung fehlt, den begonnenen Psalm zu Ende zu lesen.

Noch einmal, fast unhörbar, murmelt er: „Ein Dummkopf . . .“

„Der Betrogene ist doch in diesem Falle die Bahn?“ frage ich halblaut.

„Der Staat und der Pastor . . .“ knurrt der Mann. Und dann legt er wütend los: „Der Staat garantierte den Aktionären der Bahn die Zinsen des Kapitals: Natürlich hat die Gesellschaft nun nicht das mindeste Interesse an der Rentabilität! Das Personal ist elend bezahlt und auf Schmiergelder geradezu angewiesen. Ist eine solche korrupte Wirtschaft nicht entsetzlich?“

„Gewiß, gewiß," antworte ich — teilnahmslos, weil mich augenblicklich noch der vorbildliche Seelenhirt beschäftigt. „Aber sagten Sie nicht, auch der Pastor gehöre zu den Betrogenen?"

Mein Nachbar sieht mich merkwürdig an; aus seinem Blick spricht unendliches Mitleid, aber auch Spott. „Glauben Sie vielleicht," sagt er, „glauben Sie ernstlich, daß der geriebene Agent dem Schaffner mehr geben wird als die übliche Ablöse von ein bis zwei Milreis?"

IGUASSÚ-REISE.

Die Wasserfälle des Iguassú, an der Grenze zwischen Brasilien und Argentinien, sind die größten des amerikanischen Kontinents.

Fahrt auf dem Paraná.

Durch einen Schlitz in dem schwarz-weiß gefleckten Gewölk blinkt die untergehende Sonne. Ein schimmerndes Strahlenbündel versinkt in tiefdunkle Flut. Urwald säumt die Ufer des Stromes. Lianenumrankt schlummern die Riesen. Baumhoch steht buschweise Farn, breit und behäbig, an dem sumpfigen Ufer. Bisweilen fällt noch ein Vogel flügelschlagend ein in den Busch, der kein Leben mehr zeigt.

Nun ballen sich Wolken finster und drohend auf blassem Abendhimmel, dem die Sonne entschwand. Grau wellt sich der Fluß zwischen den Silhouetten der Ufer.

Mitten im Urwald erscheint rechts eine Lichtung: Rancho steht nahe an Rancho, erbaut aus Lehm, Holz oder Laub und gedeckt mit Schilf oder Wellblech, zwergenhaft klein und doch Wohnung, Küche und Stall.

An der Station stoppt das Schiff. Ein winziger

Kahn wird von der Fessel gelöst, an welcher er tatlos gehangen; der Matrose zwingt ihn flink rudernd ans argentinische Ufer.

Er bringt uns einen einzigen Gast: Ein schmächtiges Weiblein, das überquellende Körbe voll Weizenbrot, Fleisch und Tabak — die begehrtesten Schätze — in die einsame Heimat schafft.

Und kaum an Bord, packt sie aus. Sie mustert mit Liebe die Brote, wiegt das Fleisch in den Händen, glättet ein Tabakblatt, entfernt sein Geäder geschickt und dreht die Zigarre zurecht, die sie dann genießerisch raucht.

Das Gesicht dieser Frau ist faltig und rötlichgelb wie die Erde an den brüchigen Hängen, ausgeglüht von der Sonne — und doch muß sie jung sein, wenn die kleinen glänzenden Augen nicht täuschen. Eigenartig die Kleidung: der gefranste Mantel (sonst nur von Männern getragen), der lose über den Körper fällt — ein Plaid mit einem Loch, durch das der Kopf gesteckt wird; auch ist sie nicht barfuß wie die anderen Frauen, sondern trägt derbe, hochgeschäftete Stiefel, nötig in Sumpf und Kot und vor tückischem Biß giftiger Schlangen schützend; als Kopfputz ein Tuch, kariert und gefällig.

Wer ist sie? Die Geliebte eines Weißen oder die Gemahlin eines Mischlings? — denn ihres eigenen indianischen Stammes sind nur wenige mehr an den romantischen Ufern des Alto Paraná. Ihr Volk wohnt verstreut im Kamp. Dort hausen sie in ihren kaum mannshohen, nur aus Laubdächern

bestehenden Lagern, teils in Verbindung mit Weißen, teils diesen den Einbruch noch wehrend, feind einer Kultur, die zwar Schnaps und Flinten — aber auch Kleider und Bibeln bringt.

Die Frau aus der Wildnis raucht schon die dritte Zigarre und immer noch schälen die kurzderben Finger Streifen um Streifen aus dem Blättergeäst des Tabaks. Indessen zieht über den sich verfinsternden Himmel das Lichtheer der Sterne; und aus dem Gewässer dunstet der Nebel gespenstisch um Urwald und Schiff.

Das stoppt; gefährlich sind Riffe und Klippen und manches Boot zerschellte, das die Fahrt durch den Nebel nicht mied.

Noch ist Leben an Bord. Oben im Speiseraum sitzen wir an den gedeckten Tafeln. Die Stewards servieren. Munter fließt das Gespräch in spanischen Lauten, sie schwirren in die Nacht, hinüber zu den schweigsamen Ufern.

Und weitab vom Strom, fern von Menschen und Städten, wartet das Wunder inmitten fast ungestörter Natur.

*

Die Urwaldstraße.

Das hüglige Ufer ist ein Stück weit gelichtet. Du siehst zwischen einzelnen Bäumen vereinsamte Hütten stehen.

Das Schiff ist am Ziel und wirft Anker.

Ein Fußsteig führt zwischen den Häusern durch verwahrloste Gärten hinauf auf den Hügel und

mündet in eine Straße aus Lehm, die zinnoberrot leuchtet — mit der Axt in den Urwald gehauen, der neben und oft über ihr wuchert.

Hier fährst du, oder, noch besser, du reitest: und du hast Muße zu schauen und vom löchrigen Pfad aus den Wald zu genießen, wie er einst war, als die Menschen noch jung gewesen, als sie noch gekämpft mit dem Tier, gezittert vor mächtigen Göttern und geherrscht nur, wenn Körperkraft ihnen den Vorrang verlieh.

Wie vielfältig ist der Busch! Jeder stämmige Baum wird dem zahllosen niedern Gesträuch und rankenden Schlinggewächs Heimat und kaum eine Lücke bleibt frei für den Glutstrahl der Sonne, die, was nicht saftstrotzend ihr standhält, versengt; und wo die Kraft fehlt, sich durch das Chaos aufwärts zu ringen, um von dem Licht zu haschen, wird das Kranke vom Gesunden lebendig begraben, bis es sterbend verfault.

Hier gilt nur das Recht der Natur: Es bleibt Sieger das Starke. So ist es bei Pflanze und Tier! Aber der Mensch, dem das Alter gottähnliches Fühlen verliehen, der empfindet die Tragik des Schwachen und ächtet darum die Natur, die in ihm verborgen noch waltet. —

Von den Zweigen tönt das Gekrächz buntgefiederter Vögel und ein rotköpfiger Specht klopft ungestört an seinen Ast. Auch im Gestrüpp regt sich Leben. Eine Schlangenriesin hat dort sorglos geschlafen, die nun, von den Schritten geweckt, flüchtig ihr Lager verläßt. —

Tiefblau wölbt sich der strahlende Himmel. Kraftvoll leuchtet die Sonne; aber nur blaß liegen die Schatten des Urwalds auf deinem Weg.

Er führt dich stundenweit durch die Wirrnis, bis ein seltsames Raunen die Nähe des Wassers verrät. Erst ist es, als riesle eine Quelle, versteckt unter Steinen, dann, wie wenn ein munterer Bach plätschernd hangabwärts fließt. Aber bald verstärkt sich das Rauschen zu ohrenbetäubendem Tosen und bang hemmst du den Schritt und lauscht dem urgewaltigen Chor.

Noch siehst du nur Buschwerk. In ihm bricht sich der Schall tausendfach, bis zum flüsternden Echo, aber du hörst den Chor als eine einzige Stimme, umfassend die Skala aller naturhaften Töne, von dem Brausen und Sausen des Sturmwinds bis zum Schrecklaut des Tiers.

Du bist nah' an den Fällen; nun suchst du mit den Augen und suchst mit dem Ohr: aber ginge kein Weg dahin, du fändest sie schwerlich: Eine lebende Mauer verbirgt sie und der Lockgesang führt dich nur irr; doch nicht die Straße. Sie ist besorgt um die Gäste, denn an ihrem Zielpunkt liegt — ein Hotel.

*

Hotel mit Bad.

Wer, um Seltnes zu schauen, Mühsal nicht achtet, zürnt jenem uniformen Komfort, der die meisten mehr anlockt als ein einmaliges Wunder.

Doch, wenn du prächtig geruht im sauberen

Bett und, erfrischt von dem Bad, das du des Morgens genommen, hinaus trittst ins Freie: dann verzeihst du den anderen, die a u c h hergekommen. Dann nimmst du gern in Kauf, was vom Wirt dir geboten; und selbst die Preise stören dich nicht mehr . . .

*

Wunder der Natur.

In die Landschaft, die sich um dich breitet, glüht die frühe Sonne; und geblendet von den scharfen Strahlen wendest du dich ab — — doch feuerspeiend steht, im Westen, eine andere Sonne übergroß vor dir.

Und dich zwingen Ohr und Auge und dein inneres Sehnen, hinzustreben zu dem Wunderbaren, zu schauen, wie der fallende Fels die wirbelnden Gewässer gierig in die Tiefe reißt, und dem überirdischen Orchester andachtsvoll zu lauschen . . .

Wieder fährst du auf dem roten Lehm der Straße; bis zur Stelle, da der Iguassú sich weitet. Zwischen Inseln, Büschen, über Steine, Wurzeln wälzen sich die Fluten, dort geruhsam fließend, hier mit Wucht zerschellend, vor und rückwärts, scheint dir's, wenn du nun im Boot, trotz Muskelkraft gebräunter starker Männer mühsam nur die Strömung überwindest. Rudernd, stoßend zwingen sie den Kahn im klippenreichen Wasser zu den Felsen, die in wilder Brandung trotzig sich behaupten.

Klein, demütig klein und mit bang pochendem Herzen stehst du auf der Insel: Unter dir gähnt riesenhaft der Schlund und dumpf donnernde Höllenmusik tönt herauf aus schweren undurchdringlichen Wolken; um dich eilt ohne Unterlaß Welle auf Welle der tobenden Flut in den grausigen Abgrund.

Schaudernd blickst du hinab in die unergründliche Tiefe, über die ein Bogen sich wölbt, tollkühn, in schillernden Farben, hoch über die weiße Gischt der stürzenden Massen.

Es ist die Brücke der Sehnsucht, ohne Pfeiler gebaut, die wie ein Traum sich verflüchtigt, willst du sie greifen.

Ein ewiger Regen netzt dein Gesicht; er stäubt aus gespenstischen Schwaden, die vor dir verdunsten.

Du siehst das Werden und das Vergehen in rasendem Tempo: den hastenden Fluß; seinen Sturz in die Tiefe; der Wolken Entstehen; ihr Schweben und Treiben; und du siehst sie zerrinnen und talwärts fließen als behäbigen Strom, einem andern vermählt und im nächsten verschwinden.

Dir offenbart sich die Schöpfung; du erkennst sie als zeitlos: als Wunder.

*

Visionen.

Versonnen fährst du zurück. In dir resoniert das Rauschen; dich blendet der Glanz noch und

immer noch steigert dein Blutdruck den beschleunigten Puls. Du bebst wie im Fieber; und phantasierst . . .

„. . . . Äther . . . Feuer . . . Wasser . . . Erde . . .

. . . Aus der Erde sprießt die Pflanze; sie gebärt das Tier; ihm entstammt der Mensch.

Auch er ist Produkt und Schöpfer.

Und darum kämpft er wie die anderen mit den Elementen. Und so kleinwinzig er ist: Er schaltet sich ein in den ewigen Kreislauf, als ein Widerstand, den Myriaden Kalorien durchlaufen. Er klammert sich saugend an das Geäder der Natur — und macht sie zu seinem Vasallen.

Feuer, Winde und Wasser nutzt er; und die Erde und was sie schuf; auch sich selbst.

Diese Sucht vermählt sich seinem Instinkt, der von Anbeginn war, und gebärt ein Neues: den Geist.

Und der Geist, einmal in der Welt, unterjocht den Menschen; und sklavenhaft handelt dieser nun auch gegen seinen Instinkt . . .“ — — —

Während du ratlos den Sinn suchst aus solchen Gedanken, siehst du, von neuem im Fieber, ein Bild der Zukunft wirklichkeitsnahe vor dir:

„. . . Wo der Regenbogen sich heute gewölbt über dem klaffenden Abgrund, in den der Iguassú tosend stürzt, schwingt sich kühn eine Brücke aus Stahl und Beton von Ufer zu Ufer — und auf ihr steht lächelnd ein Mensch.

Vor ihm hängt ein Brett mit zwei elektrischen

Schaltern: schaltet er links aus, dann verwehen die gewaltigen Katarakte vom brasilianischen Boden, als blies er sie weg; schaltet er rechts aus, dann verschwinden sie beim argentinischen Nachbarn; und kilometerbreit starren dich auf blanken Steinen in disharmonierenden Farben Reklametafeln an . . .

Das Tosen verhallt; aus der Tiefe dringt nur das Raunen des gezähmten Wassers und ein Surren von rotierenden Rädern.

Um dich sausen Dynamos; und den Hintergrund erhellt grelles Licht, transformiert aus den Fällen . . .“ — — —

Du h a ß t den kleinen, lächelnden, die Wunder zerstörenden Menschen. Aber dich umgeistert nun ständig das utopische Schauspiel . . . und insgeheim suchst du darin nach einer großen Rolle — für dich.

WER BIST DU?

Wer ich bin? . . .

Frage mich, wie ich heiße, was mich hierher lockte, wohin ich gehen werde; nach meinem Alter und meiner Vergangenheit frage mich: ich werde versuchen, gewissenhaft zu antworten. Aber: meine Zukunft wäre leichter zu deuten als: wer ich bin.

. . . Nur meinen Namen willst du wissen? . . . Nur den Rufnamen? — Mehr nicht? —

Es gibt auch in anderen Ländern Mädchen, die nicht mehr von einem wissen wollen; Mädchen, die ihren Körper um Geld verkaufen. Aber jede hat einen Geliebten, dem sie ihre Seele schenkt, von dem sie wissen möchte, wer er ist und was er denkt.

Du aber in deiner buntfarbigen Heimat hast h u n d e r t Geliebte oder noch mehr — und jedem gehörst du ganz.

Ein Fremdling kommt und pocht an deine Tür: du öffnest — — gefällt er dir, läßt du ihn eintreten.

Kein Zweiter ist bei dir oder in dir, der stören könnte. Dein Körper ist frei — und deine Seele.

Du fragst: „Wer bist du?" — und meinst: „Wie rufe ich dich, damit dir der Name vertraut klinge von den Lippen deiner Geliebten."

Und du wirst den Namen nicht vergessen — so lange dein Geliebter bei dir verweilt; denn ebenso lange wirst du ihm angehören, ihm allein, und wirst ihn nicht betrügen durch das Erinnern an einen andern.

Und wenn du sagst: „Wer bist du“ — und er nennt seinen Rufnamen, dann weißt du von ihm alles, was du wissen willst. Es gibt keinen, von dem du mehr verlangtest als seinen Namen, und es gibt keinen, der von dir mehr verlangen könnte als deinen Körper und deine Seele.

Und du fragst auch nicht nach — seinem Gegengeschenk, du überläßt ihm, wie reichlich er geben mag in seiner Armut oder wie ärmlich in seinem Reichtum. Du nimmst lächelnd und dankst, du geleitest ihn zur Tür, flüsterst seinen Namen — und beide entschwinden dir, während du das Geschenk in die Truhe legst zu den andern von den andern.

Denn du hast nicht nur den einen Geliebten, sondern hundert oder viele hundert — und wenn der nächste an deine Türe pocht und Einlaß begehrt, dann mußt du frei sein von allem Erinnern, um ihn als Geliebte fragen zu können: „Wer bist du?“

IN DEN GRENZGEBIETEN DER ZIVILISATION.

Im nordwestlichen Paraguay, im Chaco, wo die letzten Siedlungen der Weißen und Mischlinge an die endlos weiten Gebiete grenzen, die nur spärlich von halb und ganz wilden Indianerstämmen bevölkert sind, gibt es riesige Viehherden in stacheldrahtumfriedeten Estancien. Eine solche Viehzuchtfarm hat oft zehntausende Rinder und viele hundert Pferde, denen allen das Zeichen des Besitzers eingebrannt ist. Doch kennt der Estanciero den Stand niemals genau, einerseits vermehren sich die Tiere, die innerhalb der Umzäunung in voller Freiheit leben, sehr rasch, anderseits fällt ständig ein Teil Krankheiten, den Raubtieren und wohl auch den Indianern zum Opfer; und wenn irgendwo ein Zaun schadhaft wird, entziehen sich manche der letzten Schranke. Dann hat es der Gaucho schwer, sie mit dem Lasso einzufangen, denn die über den Kamp verstreuten dichten Büsche bieten guten Schutz vor Verfolgung.

Der Gaucho, aus der Vermischung der spanischen Eroberer mit den Indianern hervorgegangen, ist von gelblich-brauner Hautfarbe, mittelgroß, kräftig und gewandt. Er lebt in seinem Rancho, der aus Palmenstämmen luftig erbaut ist, mit einem Mischlingsweib und den vielen Kindern sehr be-

dürfnislos. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich aus Fleisch, sein Getränk ist der Mate, benannt nach dem hohlen, kleinen, birnenförmigen Kürbis, aus dem er den aus der Yerbapflanze gewonnenen Tee durch ein dünnes Blechröhrchen saugt. Trinkt er den Tee mit kaltem Wasser aufgegossen, dann benützt er einen Becher aus Horn.

Die Kleidung des Gauchos besteht aus dem Sombrero, dem kräftigen, dunkelfarbigen Hemd, einer baumwollenen Reithose, Lederschurz und ledernen Gamaschen. Gar mancher hat keine Schuhe, trägt aber doch an nacktem Fuß einen mächtigen Sporn. Im Gürtel fehlt niemals das Messer, an der linken Hüfte baumelt der große Trommelrevolver, die Hand hält Lasso und Peitsche. Sitzt der Gaucho zu Tisch oder geht er zum Tanz, dann legt er wohl Lasso und Peitsche, nicht aber Pistole und Messer weg, mitunter schnallt er auch den Sporn ab, aber bindet um den Hals stets ein schwarzes oder weißes Seidentuch, das er vorne knotet.

Verheiratet ist der Gaucho mit seiner Lebensgefährtin kaum, doch sie genießt alle Rechte der Frau, wenn sie mit ihm denselben Rancho bewohnt. Auf die Indianer sehen diese Mischlinge mit Verachtung herab. Jeder ist stolz auf das bißchen weiße Rasse aus Urgroßvaters Zeiten.

Kommt ein Indianermädchen aus dem nahen Lager, wo ihr Stamm unter oft nur meterhohem Laubdach haust, auf eine Estancia zum Tanz, dann

kann es mitunter geschehen, daß die Gauchoweiber den Tanzboden verlassen.

Und doch ereignet es sich hin und wieder, daß sich einer ein Indianermädchen zur Gefährtin nimmt.

Wenn es ein Mann von Einfluß ist, vielleicht der Estanciero in eigener Person, der so die Sitte verletzt, findet sich jeder scheinbar schnell mit der Tatsache ab; im Geheimen aber fällt manch' böses oder bedrohliches Wort.

Auf einer solchen entlegenen Estancia sah ich ein Indianermädchen, das dort seit einiger Zeit als die Geliebte des Estanciero lebte, der sogar ein vollblütiger Weißer war.

Sie ist klein, schlank und höchstens fünfzehn Jahre alt.

Natürlich versteht sie kein Wort spanisch.

Doch einer ist da, der macht den Dolmetsch. Ich frage sie: „Wie alt bist du?"

Die linkischen Bewegungen ihrer Arme verraten Verlegenheit.

„Ich weiß nicht . . ."

„Wie heißt du?"

Die tiefdunkeln Schlitzaugen blicken schräg an mir vorbei.

Sie antwortet nicht.

„Hast du keinen Namen?"

„Ja."

„Warum sagst du ihn nicht?"

Sie schämt sich; denn ihren indianischen Namen will sie nicht nennen und ihr neuer, bei dem

sie im Hause gerufen wird, ist für ihre Zunge fast unaussprechlich.

Sie trägt ein blaues Baumwollkleid, Strümpfe und Schuhe. Im kohlschwarzen, glänzenden Haar, das seine Fülle rückwärts in einem dicken Knoten verbirgt, steckt ein mit Glasperlen reich verzierter, großer Kamm. Vergoldete Ringe, mit denen sie gerne spielt, schmücken ihre herzigen Kinderhände. In der Rechten hält sie den Metallgriff eines Spiegels, der in rotem Plüsch gerahmt ist.

Ich biete ihr eine Zigarre an. Sie nimmt sie lächelnd und setzt sie sogleich in Brand. Ich sehe zwischen etlichen Rissen ihres Kleides die frische, rotbraune Haut . . . bemerke in den Strümpfen, die mit dem Wasser noch niemals Bekanntschaft gemacht haben, einige großmächtige Löcher . . . an dem vergoldeten Ring eine leere Fassung . . . und in dem Spiegel einen breiten Sprung . . .

Sie hält wahrscheinlich, wie die meisten Indianer, ihren Körper sauber und badet, wenn sich nur irgend eine Gelegenheit dazu bietet. Aber Kleider sind ihr etwas Neues und sie begreift noch nicht, daß auch diese gereinigt werden wollen.

Sie fühlt sich in der Tracht der Weißen gewiß nicht wohl; aber sie ist stolz auf alles, was sie besitzt und führt mir an einem Tag ihre gesamte Garderobe vor.

Der Estanciero hat die Kleine von einem Ritt mit nach Hause gebracht; sie wahrscheinlich von einem verkommenen Häuptling gegen ein paar Flaschen Cana — den aus Zuckerrohr destillierten

Schnaps — oder um eine Schießwaffe eingetauscht; oder er übernahm sie von einem Vorgänger, der ihrer überdrüssig wurde. So munkelten die Gauchoweiber auf der Estancia, die gehofft hatten, dem Herrn ihre Töchter verkuppeln zu können, und ballten heimlich die Fäuste.

Aber als wir am Abend einen kleinen Tanz veranstalteten und alle in ihren besten Kleidern herüberkamen, — wie eifrig bemühten sie sich um die kleine Indianerin! Ein nettes junges Ding, das vor Erscheinen der Rotbraunen begründete Hoffnungen hegen durfte, Favoritin zu werden, bot ihr höflich einen Stuhl an und die Mutter des unglücklichen Mädchens, eine zahnlose Alte, zog die verhaßte Konkurrentin sogar liebevoll auf ihren Schoß.

Mit graziöser Selbstverständlichkeit nahm das Glückskind die Huldigungen entgegen. Sie fühlte sich als Mittelpunkt der Gesellschaft äußerst behaglich.

Am nächsten Tage saßen wir unter dem schützenden Palmendach in bequemen Korbstühlen um einen kleinen runden Tisch. Die Kleine reichte einem nach dem anderen den Matebecher und goß unermüdlich Wasser nach, wenn die Flüssigkeit herausgesogen war. Ich holte meine Kamera, um das Mädchen zu photographieren. Doch als ich abknipsen wollte — lief sie lachend weg.

Natürlich meinte ich, der Aberglaube der Indianer, sie würden durch den Apparat von dem

Fremden verhext, spuke noch in dem zierlichen Köpfchen.

Doch der Estanciero lachte mich aus; und nicht ohne Grund, denn schon nach wenigen Minuten erschien sie — mit neuen Strümpfen angetan und weiß gepudert und stellte sich feierlich vor das Objektiv.

Und es erschienen auch die Gauchos mit den seidenen Halstüchern und die Frauen in ihren besten Gewändern — und alle wollten auf ein Bild mit ihrer „Herrin“ kommen.

EIN TRAUM.

Ich verträumte in meinem Leben viele Nächte und kaum weniger Tage. Die Träume haben an meinem Wohlbefinden ebenso wichtigen Anteil wie die Nahrung, die ich meinem Organismus täglich zuführe, oder wie die gewohnte Lektüre, ohne die ich mich zwar nicht von allen Geistern verlassen fühle, aber doch abseits vom Lauf der Ereignisse, an einem Ufer, das kein Steg mit dem anderen verbindet.

Oft sind meine Träume banal wie der Alltag und ich vermute, sie schöpfen ihren Inhalt aus ihm; aber mitunter quellen sie aus dem Rätselreich des Unbewußten hervor und dann sind sie anregend und wohl wert, daß ich ihrer achte.

Und doch war mein merkwürdigster Nachttraum keineswegs nur ein verwegener, heimlicher Wunsch, der, niemals realisierbar, sich in meinen Schlaf einschleichen mußte, um in mein Bewußtsein zu gelangen; ebenso wenig war er dem alltäglichen Gleichklang entsprungen: das besondere an ihm ist die seltsame Einmengung einer Wirklichkeit, die auch eine regsame Phantasie an Erfindungskraft noch überbot.

Es war um Mitternacht, als ich aus tiefem Schlaf erwachte. Ein Schrei hat mich geweckt.

Ich liege im Freien auf hartem Lager; in eine wollene Decke gehüllt; über mir das spitzdachige Moskitonetz, an dem tiefhängenden Ast des Urwaldriesen befestigt.

Eine große gelbe Scheibe leuchtet durch das halbtote Gezweig.

Wo ist der Mann im Mond? . . . Erschrocken suche ich ihn.

Aber ich kann sein Gesicht nicht erkennen.

Träume ich? — — —

Hinter mir tönen schnarchende Atemzüge aus dem einzigen engen Raum des nahen Ranchos, in dem die Mischlingsfamilie und Hund und Katze schläft.

Ich muß doch noch wach sein . . .

Obgleich der Mann im Mond — jetzt sehe ich es deutlich — auf dem Kopf steht . . .

Du foppst mich nicht! denke ich — und drehe ihm den Rücken zu.

. . . Jammernde Schreie!

Sind Menschen im Busch?

Ich erhebe mich halb; blicke forschend zum Wald.

Er liegt im Dunkel. Unheimliche Schatten huschen heraus — hinein.

Zum Greifen nah' hängt mein Gewehr. Eine Pistole ist da — für den Notfall.

Aber unzählige Schatten . . . und ich habe nur wenig Patronen.

Neue Schreie im Wald . . .!

Ich kann nichts verstehen — nicht einmal, ob

sie Angst oder Drohung, Flucht oder Überfall heißen.

Der Mann im Mond steht noch immer auf dem Kopf!

Und die finsteren Schatten . . . am Waldesrand . . . huschen . . .

Ich liege . . . schaue . . . die Nacht . . . den Mond . . . vereinzelt blasse Sterne . . . düsteres Astwerk . . . tiefer die großen Blätter . . . die schweren Bananentrauben . . .

. . . Ein mächtiger Jaguar sitzt auf dem Ast, an dem mein „mosquitero“ hängt . . . Zwei funkelnde Leuchter glühen mich an . . .

Ich will zur Büchse greifen . . . der furchtbare Blick hält mich fest . . .

. . . und nun krümmt sich der Katzenrücken zum Sprung . . . noch Sekunden . . . eine letzte . . .

Warum stehst du auf dem Kopf, Mann im Mond?

Der Jaguar muß sterben!

. . . aber bei der ersten Bewegung fühle ich die schreckliche Tatze . . . Krallen bohren sich in meinen Hals . . .

— Ein Schuß.

Neben mir steht ein Schatten . . . hält zwischen geisterhaften Händen eine rauchende Pistole . . . auf meiner Brust liegt schwer das Tier . . . noch in mein Fleisch verkrallt . . .

Der Schatten weicht nicht von meinem Lager. Nun . . . spricht er sogar:

„. . . . Komm' mit mir in den Wald, sei mein Gast!"

Ich mag mich mit Gespenstern nicht einlassen. Erfahrungsgemäß bluffen sie nur. Deshalb erwidere ich brummend:

„Laß mich schlafen!"

„Ich führe dich auf die Fährte des Tigers . . ." raunt er lockend.

„Wie oft suchte ich vergebens . . . es gibt hier keine mehr!"

„Du irrst, weißer Freund . . . viele, sehr viele sind in meinem Busch . . ."

„Rotfarbiger Lügner!"

. . . Ein schrilles Auflachen — der Schatten verschwindet . . . aber . . . im nächsten Augenblick stürzt ein Rudel der wilden Katzen auf mich zu . . . mit schrecklichem Gebrüll . . .

Ich ziehe die Decke über den Kopf und stelle mich tot . . . atme kaum . . . höre, wie die Bestien mein Lager umschleichen . . .

Totbange Minuten . . .

Als ich kein Geräusch mehr vernehme, ziehe ich die Decke vorsichtig zurück und — erblicke den Mond . . . der Mann hat eine unerhörte Ausdauer, auf dem Kopf zu stehen! . . .

. . . Da . . . auf dem Ast . . . über mir . . . fünf gewaltige Jaguare . . .

. . . Und neben mir steht wieder der Schatten . . . die Pistole in den gespenstischen Händen . . .

. . . Im nächsten Augenblick spüre ich Krallen in Stirn, Hals und Brust.

„Gnade! — Hilfe!“

Eins . . . drei . . . fünf Schüsse!

Ich bin gerettet . . .

Und erwache. — —

Fünf Moskitos auf einmal!

Wie kamen sie ins Netz?

. . . Armer Mann im Mond . . . den Träumern auf der nördlichen Halbkugel zuliebe mußt du hier kopfstehen . . .

. . . und ihr, regenlüsterne Affen, schreit nur recht laut, ich freue mich auf den Regen wie ihr! . . .

. . . und du, Wind, treibe mit den Blättern des Bananenbusches weiter deine Schattenscherze . . .

. . . Ihr, Nachbar, tätet freilich besser daran, euch auszuschlafen, als nächtlicherweile Wildschweine zu jagen!

Euch aber, unverschämte Moskitos, euch schwöre ich ewige Feindschaft! Ihr habt mich arg zugerichtet.

Ich werde das Loch im Moskitonetz gründlich flicken müssen.

IM PARADIES.

An dem Rancho vorbei zieht träg der Fluß. Die Krokodile ruhen noch in dem sumpfigen Bett. Reiher und Enten schlummern im Schilf der Ufer.

Nur die zwei Pfefferfresser auf dem Baum über mir sind schon munter. Ihr schwarzes Gefieder glänzt wie Tau. Die mächtigen Schnäbel blinken grell in den ersten Strahlen der Sonne.

Hundert Schritt vom Rancho beginnt der Urwald.

Hundert Schritt — und die gewohnte Welt hört auf.

Ich breche in die Wand aus Gebüsch und Zweigen ein Tor — und trete ein.

Noch drang der neue Tag nicht in dieses dunkle Reich.

Mein Fuß streift an spitze Kakteen; Dornen ritzen die Hände; Lianen umschlingen den Leib.

Der Busch wehrt sich gegen meinen Besuch. Doch freventlich störe ich die heilige Ruhe und dringe auf einem Wildwechsel vor, der die Tiere zur Tränke führt.

Büchse und Pistole sind meine treuen Begleiter.

Ich kam nicht als Jäger, nahm Waffen nur zur

Notwehr; denn Wildschweine hausen in diesen Wäldern, Jaguare, Affen und riesige Schlangen.

Das Leben wird wertvoll, wenn es Gefahren umlauern.

Aber seit ich im Wald bin, spüre ich das Jagdfieber im Blut und ich bin heftig erregt. Mich packt die Lust, meine Kräfte mit den Kreaturen der Welt zu messen, in die ich mich drängte.

Verächtlich blicke ich auf den stählernen Gewehrlauf, der im Düster silbrig schimmert — aber meine Fäuste umschließen den Kolben fester, klammern sich an ihn . . .

Einer im Urwald allein, der sich der Überlegenheit menschlichen Verstandes bewußt ist, wird sich nicht fürchten, auch wenn er zittert; sein Zittern ist nur ein Ahnen jener Gefahren, die außerhalb der Reichweite seines Gewehres drohen; Furcht dagegen ist die feige Scheu vor dem erreichbaren Feind.

Ich fürchte mich nicht; aber ich zittere . . .

Es ist etwas Wunderbares um solches Erbeben bei morgendlichem Pirschgang im Busch. —

Der Pfad wird breiter; der Wald heller . . .

Ich stehe vor einem winzig kleinen See.

Aufgescheuchtes Wild flüchtet nach allen Seiten; der Kopf eines Alligators verschwindet geräuschlos; ein paar Wasservögel flattern schwerfällig auf nahe Äste — von dort blicken sie mich neugierig oder ängstlich an; ein Adler sitzt in vor-

nehmer Ruhe auf seinem hohen Zweig und sieht stolz herab auf alles niedre Getier.

Unbekümmert spielen die Affen, knabbern die Papageien . . .

Nah' an mir vorbei wechselt ein Reh.

Drei Aasgeier hocken dicht nebeneinander auf einem gestürzten Baum. Sie strecken ihre häßlichen, kahlen Hälse nach mir.

Totengräber . . . Des verendeten Tieres . . . des sterbenden Menschen Schicksal.

Und ihr eigenes.

Eine große Wasserschlange gleitet in Serpentinen über den See. Ihr schlanker Körper ist dunkel wie das Gewässer; nur die Zeichnung des Rükkens und der züngelnde Kopf sind erkennbar.

Auf einem schwimmenden Blatt sitzt ein kleiner Vogel. Er hat gelbe Stelzen und ein schneeig weißes Gefieder. Er nippt von dem Wasser, hebt den Kopf und läßt den Tropfen durch die Kehle gleiten.

Das weiche Erdreich der Ufer ist mit Fährten übersät; denn zu diesem See kommt alles Getier, das den Busch bewohnt; und bisweilen wohl auch der benachbarte Mensch mit der Waffe.

Er ist nicht denkbar ohne sie; und das Paradies nicht ohne ihn.

Doch ich lehne mein Gewehr an einen mächtigen Stamm. Meine Kampflust ist geschwunden. Der Friede, der mich umfängt, ist auch in mir.

*

Die Sonne steht im Zenith.

Es ist heiß, die Moskitos umschwirren mich und die Zecken bohren sich in meine Schultern.

Ich verträume einen halben Tag an dem kleinen Waldsee.

Dann gehe ich zu dem Rancho zurück.

Ohne Beute.

Aber auch ohne jedes Verlangen nach ihr.

MARCELINA UND IHR PAPAGEI.

Marcelina ist eine waschechte Paraguayerin. Auf einer Jagd in den östlichen Ausläufern des Chaco, während einer Rast, hat mir ein befreundeter deutscher Arzt, der Marcelina schon lange kennt, viel von ihr erzählt; auch die Geschichte von ihrem Papagei, der sehr alt war, vielleicht älter als sie; und sie zählte immerhin schon über achtzig Jahre.

Pedrito, der Papagei, gehörte zu jener gewöhnlichen, rötlichgrünen Abart, die hier zu Tausenden vorkommt und morgens, wenn der Jäger durch das Holz birscht, ihm nur Ärger bereitet. Große Scharen dieser Papageienrasse vergnügen sich in dem Geäst der Baumriesen und erfüllen den sonst so stillen Wald mit ihrem schrecklichen Gekrächz.

Aber gezähmt ergötzen sie jung und alt und sind in vielen Ranchos anzutreffen. Dort ist ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort ein schwebender, an dem Vordach befestigter Ring. Hie und da unternimmt der Hauspapagei einen Ausflug zu seinen Stammesgenossen in den benachbarten Busch, doch kehrt er immer bald wieder in die menschliche Gesellschaft zurück.

Marcelina liebte ihren Pedrito und deshalb gefiel es ihr, ihn zu necken. Sie war, wie alle Para-

guayerinnen, eine leidenschaftliche Matetrinkerin und Zigarrenraucherin. Wenn sie in besonders guter Laune war, blies sie, in ihrer Hängematte schaukelnd, dem Liebling — nicht boshaft, sondern aus Zärtlichkeit — dicke Rauchwolken ins grimmige Angesicht.

Um den Liebkosungen der Alten zu entgehen, versetzte der Vogel seinen Ring in Schwingungen; aber der Ring pendelte schneller als die Hängematte; und so kamen die beiden einander immer wieder nahe. Der alte Papagei überschüttete die alte Frau mit bösen Schmähungen. Aber sie kümmerte sich nicht darum. Nachher fraß er ihr doch wieder aus der Hand. Er liebte sie wohl auch; und ein verliebter Papageiengreis ist nicht anders oder klüger als der Mensch.

So verlebten die zwei Alten viele Jahre miteinander und sie sahen Kinder und Enkel und schließlich auch die Enkelskinder heranwachsen; denn die Fruchtbarkeit ist groß in diesem gesegneten Land. Aber sie blieben immer in ihrem winzigen Rancho und die anderen zogen fort und bauten neue Ranchos und schließlich bevölkerte Marcelinas Geschlecht die ganze Umgebung.

Die Alte kannte die zahllosen unehelichen Sprößlinge ihrer Nachkommen ebenso genau wie die zahlreichen ehelichen. Sie war die lebende Familienchronik und sie freute sich über jeden neuen Zuwachs.

Aber Pedrito freute sich nicht; denn bei solchen frohen Ereignissen kam die Frau immer die

seltsame Lust an, ihn mit dem Rauch ihrer Zigarre zu quälen.

Der Papagei rächte sich für die ihm liebevoll bereiteten Qualen stets an irgendwelchen unschuldigen Objekten. Entweder stieß er den frisch aufgefüllten Matebecher um, sodaß sich der grünliche Brei über den lehmigen Fußboden ergoß, oder er zwickte den nächsten besten in den Arm, ohne dem Betroffenen jemals vorher feindselig gesinnt gewesen zu sein. Das war auch wieder eine durchaus menschliche Eigenschaft des alten Knaben, der sich durch das lange Zusammenleben mit Marcelina in papageienhaftem Nachäffungstrieb die Psyche der Menschen völlig einverleibt hatte.

Eines Tages, als die alte Frau matetrinkend und zigarrenrauchend in ihrer Hängematte lag und schmunzelnd dem Treiben des prächtigen Perlhahnes zusah, der einen schwächlichen Rivalen von den Hühnern abdrängte, kam ein mittelgroßer, kräftiger Mann auf den Rancho zu. Er trug nur Hemd und Hose, aber rechts steckte zwischen Gürtel und Brust das riesige Messer in lederner Scheide und links hing die gewaltige Pistole. Ein großer Hut, aus Binsen geflochten, bedeckte einen markanten, struppigen Schädel.

Der Mann setzte sich ohne Gruß auf einen Baumstumpf und suchte in seinen Taschen, bis er eine Zigarre fand, die er an einem glimmenden Span aus dem nie völlig erlöschenden offenen Feuer entzündete.

Marcelina hatte den Besucher längst bemerkt,

aber sie wendete sich ihm erst jetzt zu und sagte, mit ihren Gedanken noch bei den Hühnern, in der Sprache ihres Volkes, dem Guaraní: „Wenn ich das nächste Mal auf den Markt fahre, nehme ich den Kleinen mit; sonst hackt ihn der Große noch tot."

Und sie lachte fröhlich, tat einen tiefen Zug aus ihrer Zigarre und blies, schaukelnd, dem Hausfreunde den Rauch mitten ins überraschte Papageiengesicht.

Auch der Gast lachte, als er den erschrockenen Vogel sah und ihn nun wütend schimpfen hörte. Er schnitt von dem Zuckerrohr, das an der aus Palmenstämmen lose gefügten Wand lehnte, einige Stücke ab, nachdem er das Rohr vorher durch sicher geführte Längsschnitte sorgfältig entschält hatte. Ein Stück nahm er selbst und sog daran. Ein zweites gab er Pedrito, der hastig danach griff und eifrig zu raspeln begann, aber dem Spender nur mit einem bösen Blick dankte. Es schien nicht leicht, ihn zu versöhnen.

Der schweigsame Besucher war einer der vielen Enkel Marcelinas. Sie hatte ihn wegen seiner besonders eifrigen Sorge um den Nachwuchs sehr in ihr Herz geschlossen. Und immer, wenn er vom anderen Ufer des Flusses, wo er eine Bananen- und Maniokpflanzung betrieb, herüber kam und die zwei Wegstunden nicht scheute, um die Alte zu besuchen, brachte er gute Nachrichten. Darum wußte sie, daß es heute ebenso sein würde, obgleich er bisher noch nicht gesprochen hatte.

Endlich meldete er die glückliche Niederkunft seiner Frau. Er konnte sich zwar nicht mit Zwillingen rühmen, wie im vorigen Jahr, aber der neue Ankömmling war immerhin der zehnte der ersten zehn.

Marcelina glänzte vor Freude. Sie erhob sich flink aus ihrer Hängematte, schöpfte aus einem verrußten Blechtopf, der über dem Feuer hing, heißes Wasser und goß es in das Trinkgefäß. In diesem befand sich genügend Yerba für das kräftige Getränk, das auch bei dem üblichen häufigen Nachgießen von Wasser nur wenig von seinem wunderbaren Aroma verliert.

Die alte Frau steckte ein Saugröhrchen aus vernickeltem Blech in den Mate, sog prüfend daran und reichte ihn dem rasch zugreifenden Gast.

Sie sprach kein Wort; sondern nahm eine neue Zigarre zwischen die blassen, schmalen Lippen, die sich von dem gelblichen Gesicht nicht merklich abhoben.

Und sie stand eine Weile rauchend und schweigend und wartete, bis sie den Mate wieder auffüllen durfte . . . Plötzlich warf Pedrito, der eben mit seinem Zuckerrohr fertig geworden war, ihr die zerfetzten Reste ins Gesicht.

Sie lächelte und hüllte den Schelm in dichten Rauch.

Wild krächzte der Papagei. Er schlug heftig mit den Flügeln, hüpfte auf die Schulter des Mannes und hieb mit dem scharfkantigen Schnabel wütend auf dessen Arm los.

Übermütig lachte die Alte.

Der Überfallene versuchte, Pedrito abzuschütteln — vergeblich. Da packte ihn der Jähzorn, er griff nach dem Messer . . .

Wenn der Paraguayer nach dem Messer greift, ist im gleichen Augenblick einer tot.

Die Alte wehklagte. Sie weinte und schrie. Ihr Papagei war gemordet!

Von allen Ranchos, die rundum lagen, kamen die Kinder und die Enkel und Enkelskinder. Und alle trauerten, weil Marcelina trauerte, und die Frauen weinten, weil Marcelina weinte; denn man hat hierzulande noch ein empfindsames Herz für alles Leid.

Das Weinen und die Trauer wollten einen ganzen Abend lang kein Ende nehmen.

Dem glücklichen Vater, der das Unglück ins Haus gebracht, zürnte Marcelina nicht. Und doch war er von Scham, Demut und Angst erfüllt, wie es sich für einen schuldbewußten Mörder geziemt. Er blieb über Nacht im Hause und er blieb auch noch an dem folgenden Tag.

Da war alles wieder gut.

Die Alte lag in ihrer Hängematte, rauchte ihre Zigarre und schlürfte Mate: Und sie freute sich, daß sie von dem schrecklichen Gekrächz des Papageien nicht gestört wurde.

Der reuige Enkel aber richtete das Mahl. Und weil das Vogelfleisch ein feiner Leckerbissen ist, briet er den Papagei.

Marcelina roch den verheißenden Duft und freute sich.

Sie nahm das feiste Schenkelstück, das so recht knusperig war, und biß hinein.

„Was für ein zartes Fleischchen er hat! Niemals hätte ich's von dem Alten geglaubt!" rief sie erstaunt.

Und dann verspeiste sie ihren geliebten Pedrito mit gutem Appetit.

ÄSTHETIK IM BUSCH.

Stundenlang ritt ich, ohne einem Menschen zu begegnen. Mein Ziel war ein See, der an landschaftlichen Reizen und Wildreichtum alle anderen in dieser Gegend übertreffen sollte.

Ich besaß weder eine Karte, noch einen Kompaß; verließ mich allein auf die Ratschläge des Landeskundigen, der mir die Richtung gewiesen und versichert hatte: „Fürchten Sie nicht, sich zu verirren — Ihr Pferd wird den Rückweg finden."

Geräuschlos trabte ich über den blonden Gräserteppich des Steppenbodens.

Was sind das für seltsame Reiter, nur wenige Meilen entfernt, hinter einer kleinen, kümmerlichen Palmengruppe? Vielleicht Gauchos, auf der Suche nach Vieh, das der Umzäunung entkommen ist; oder Pelztierjäger — weil sie dem Busch zustreben?

Willig reagierte mein Roß auf die Sporen. Nach wenigen Minuten war ich den Palmen nahe — aber die „Reiter", — — ein Rudel Strauße, flüchteten in wildem Lauf.

Nun ein Galopp um die Wette!

Aber der Abstand wurde immer größer und schließlich hinderte ein sumpfiger Graben die weitere Verfolgung.

Unschlüssig ritt ich langsam das Ufer ab.

Plötzlich wieherte mein Pferd und verfiel in Trab.

Es mußten Menschen in der Nähe sein. „Weiße, Mischlinge oder Indianer?“ fragte ich mich, während ich nach allen Richtungen spähte, ohne den Giebel eines Hauses oder auch nur das Dach einer Laubhütte zu entdecken.

Da, an einer Biegung des Grabens, in dem das seichte Wasser grünlich schillerte — Plätschern und Lachen.

Ein überraschendes Idyll: badende Indianermädchen; das feuchte schwarze Haar in Gesicht und Nacken; die Augen furchtlos, keck; aus dem lächelnden Mund blinken schneeweiße Zähne; breitschultrige, starkhüftige Körper, aber junge, knospende Brüstchen; kleine, rundliche Bäuchlein, nie in ein Mieder, kräftige Füße, niemals in Schuhe gezwängt; schlanke Arme, kleine, derbe Hände.

Die Mädchen kreischten nicht und versteckten sich nicht. Sie sahen den Fremdling neugierig an.

Um sie nicht zum Bewußtsein ihrer Nacktheit kommen zu lassen, versuchte ich, ebenso harmlos zu sein wie sie — und ich wurde traurig, als ich erkannte, daß ich Harmlosigkeit nicht einmal richtig zu h e u c h e l n verstand.

Beschämt ritt ich fort . . . Aus der Ferne winkte ich mit meinem großen Kamphut.

Sie sandten mit Blättern der Wasserpflanzen ihre Grüße zurück.

Ich ließ die Zügel locker. Das kluge Pferd verstand: es brachte mich auf dem kürzesten Weg nach Hause.

*

Tags darauf begab ich mich auf die Suche nach dem Indianerlager. Es war nicht leicht, die Gegend wiederzufinden. Erst nach mehrstündigem Umherirren stieß ich auf den Graben.

Ein paar Reiher gingen hoch. Wildenten gluckststen. Die Mädchen waren nicht da.

Ich fand einen Steg aus Palmenstämmen und einen schmalen Weg, auf dem ich mich mit meinem braven Gaul durch das Dickicht zwängen konnte.

Wie alle Indianerpfade führte er im Zickzack und teilte sich oft, um irrezuführen.

Nur der Instinkt des Tieres findet die Richtung.

An jeder Kreuzung hielt mein Pferd an. Immer machte es zuerst den Versuch umzukehren. Als ich das nicht duldete, schlug es mit selbstverständlicher Sicherheit den richtigen Weg ein.

So gelangten wir nach einer kurzen Stunde mühsamen Vorwärtsdringens, wobei Körper und Kleider etliche Risse abbekommen hatten, durch den Busch. Den Fasanen schenkte ich heute keine Beachtung, auch nicht den munteren Affen, den Adlern, Geiern und Papageien. Mein Ziel waren Menschen.

Am Waldessaum hielt ich vorsichtig Ausschau . . .

Ein Laubdach unweit von mir!

Im Galopp ritt ich — noch unentdeckt — darauf los.

Ein kreischender Ruf — wie der Warnungslaut eines Vogels.

Und schon kommt Bewegung ins Lager. Ein lebhaftes Hin und Her — dann ein stummes Warten in friedlicher Abwehr.

Eine Frauengestalt hüllt sich hastig in bunte Tücher . . . Sie verbirgt die Reize ihres Körpers vor mir.

Gestern habt ihr euch nicht geschämt — heute verhüllt ihr euch? Hat meine europäische Kleidung eure Nacktheit beleidigt — oder habt ihr die Zügellosigkeit meiner Blicke bemerkt?

Ich halte vor dem Laubdach: Kinder laufen mir neugierig entgegen und staunen mich an.

Die Mädchen — — nackt und heiter wie gestern, winken vertraulich.

Der Häuptling liegt in lässiger, stolzer Haltung in der Mitte des Lagers. Er trägt eine Badehose aus grobem, blauen Stoff.

Als ich vom Pferd steige, gibt er ein stummes Zeichen.

Schnell laufen die Kinder unter das Laubdach zurück und verbergen sich hinter den kauernden jungen Müttern. Die Mädchen werden scheu und verlegen. Die Männer tun, als sähen sie mich nicht.

Ich entnehme der Satteltasche ein großes Paket Zigarren.

Ein häßliches altes Weib tritt zögernd auf mich zu; empfängt das Gastgeschenk und bringt es dem aufmerksam beobachtenden, aber regungslos harrenden Kaziken.

Diese häßliche Alte hat, als einzige von den Frauen und Mädchen ihres Stammes, den Körper verhüllt . . .

DER INDIANER UND SEIN HUHN.

Siebzig Kilometer weit führt die schmalspurige Transportbahn von der kleinen Schiffstation am Fluß Paraguay ins buschige Kampland des Chaco. Sie holt für die Extraktfabrik das wertvolle tanninhaltige Quebrachoholz aus den Urwäldern. Und weil immer ein paar Leute mitreisen, die im Kaufladen der Ortschaft, dem „almazén“, ihre Produkte verkaufen und Einkäufe besorgen wollen, ist ein primitiver, offener Personenwagen an den Zug angekuppelt.

Ich komme zu Pferd von einer entfernten Estancia, nur von einem zwölfjährigen Jungen begleitet, der meinen Gepäcksack vor sich auf den Sattel seines Maulesels geschnallt hat.

Unterwegs konnte ich mir nicht versagen, ein paar Fasane zu schießen, um für die nächste Mahlzeit vorzusorgen. Dies blieb nicht ohne Folgen, denn als ich, mit etlichen schönen Exemplaren an den Sattelriemen, durch den letzten der Endstation vorgelagerten Busch reite, höre ich die Lokomotive pfeifen — und trotz eines scharfen Galopps erreiche ich den Zug nicht mehr.

Nun heißt es, zwischen den Schienen, über Brücken hinweg, die nur aus zwei Traversen bestehen, auf welchen die Schwellen lagern, ihn bei

der nächsten, zehn Kilometer entfernten Haltestelle einzuholen; denn täglich verkehrt nur ein Zug; und wenngleich ein Tag Verspätung in diesem Lande der „pacientia“ nicht viel bedeutet, karge ich doch, als rechter „gringo“, noch immer mit der für den Einheimischen fast wertlosen Zeit.

Hocherfreut kann ich schon aus größerer Entfernung feststellen, daß der Train bei „Kilometer sechzig“ noch verschoben wird. Ich mache von den Sporen Gebrauch, ohne den gefährlichen Löchern zwischen den Schwellen Beachtung zu schenken.

Plötzlich scheut mein Pferd. Der Ruck wirft mich fast aus dem Sattel. Doch ich bemerke weder eine gefährliche Brücke, noch ein heimtückisches Loch — sondern einen jungen, fast nackten Indianer, der zwischen den Schienen kauert und einem Huhn, das kratzt und wild mit den Flügeln schlägt, eine Schnur um die widerspenstigen Füße wickelt.

Erschrocken blickt er mich an und mein Gewehr — aber bald verzieht sich sein Gesicht zu freundlichem Grinsen und er nimmt seine Beschäftigung wieder auf.

Ich nicke dem Burschen zu und galoppiere vorbei, damit ich den Zug nicht auch in der nächsten Station versäume.

Natürlich komme ich viel zu früh. Das Bahnpersonal sitzt noch mateschlürfend rangordnungslos auf einem mächtigen Baumstamm, der seitlich von einem Wagen herabstürzte und nicht wieder hinauf zu bekommen war. Ich bin ärgerlich, denn

bei dem scharfen Ritt verlor ich meine Fasane, bis auf einen. Den schenke ich dem Zugsführer; weil ich mich schäme, mit e i n e m Fasan als Jagdbeute zu reisen — in einer Gegend, in der auf diese schmackhaften Vögel meist nur dann geschossen wird, wenn mit einem Schuß zwei Stück erlegt werden können.

Nun übergebe ich das Roß dem Knaben, der mir nachgaloppiert ist, und klettere auf den Wagen, auf dem schon mehrere Mischlingsweiber mit gefüllten Körben und Säcken, zigarrenrauchend und in ihrem indianischen Idiom plauschend, Platz genommen haben und auf die Abfahrt des Zuges geduldig warten.

Sie alle haben nicht die geringste Eile. Ein Tag ist schön wie der andere. In den Gärten wachsen Maniok und die süße Kartoffel, Bananen und Zukkerrohr, Orangen und Kürbisse fast ohne Pflege. Die Ernte erstreckt sich über das ganze Jahr.

Das Leben dieser Menschen verläuft kalenderhaft regelmäßig. Sechsmal Wochentag, einmal Sonntag. Wenn es dunkel wird, gehen sie schlafen; und sobald es Tag wird, stehen sie auf.

Der Junge reitet die Strecke, die ich galoppierend genommen, gemächlich zurück. Er hat eine von den Zigarren, die ich ihm schenkte, entzündet und ist glücklich.

In mir regt sich unverkennbar der Neid. —

Die Sonne brennt mit mittägiger Glut. Jeder füllt seine Flasche aus dem Wasserfaß, das neben den Schienen steht. Das Wasser stammt aus dem

nächsten Tümpel. Es ist gelb wie deutscher Wein und mundet dem Durstigen beinahe wie dieser.

Die Lokomotive pfeift. In diesem Augenblick nähert sich der Indianer langsam dem Zug. Er hält das Huhn auf landesübliche Art bei den Füßen, sodaß der Kopf nach unten baumelt.

Offenbar will er mitreisen; aber er hegt keine Befürchtungen, den Zug zu versäumen. Ohne merkbare Eile klettert er auf einen mit leeren Kisten beladenen Waggon vor dem offiziellen Personenwagen, denn die Gesellschaft in diesem ist ihm gewiß zu vornehm.

Vorsichtig legt er das gefesselte Huhn auf eine der Kisten, neben welcher er sich niederläßt. Seine Bewegungen sind lässig, aber graziös und fast weibisch. Das Haar fällt in dünnen schwarzen Strähnen über die Stirn und rückwärts bis zum Halse. Die Augen sind dunkel, klein und etwas geschlitzt. Nur ein kurzer Schurz bedeckt den schlanken, beinahe zarten Körper.

Es ist ein Männerleib, wie ihn Leonardo da Vinci zu malen wußte: Männlich nur durch das Geschlecht, dem er zugehört.

Als der Indianer meiner gewahr wird, lächelt er zutraulich. Sein Blick sucht schnell mein Gewehr — und bleibt, als er es findet, lange an ihm haften.

Es ist die große Sehnsucht jedes Wilden; die einzige Errungenschaft der Technik, nach der ihn gelüstet. Doch nur selten glückt es ihm, in den Besitz einer Schußwaffe zu gelangen; denn er

hat kein Geld. Das wenige, das er aus dem Verkauf von Fellen oder durch gelegentliche Arbeit löst, gibt er sofort für Tabak und Cana aus. Sein Sparsinn ist nicht entwickelt, seine Rechenkunst nicht groß: seine Sprache kennt nur vier Zahlen; die fünfte heißt: Hand. Vier Hände ergeben das Höchstmaß seiner Arithmetik.

Darum bleibt eine Büchse beinahe unerreichbar für ihn, fast allgemein muß sich der Indianer auch heute noch mit Axt und Pfeil begnügen.

Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Einige Burschen springen noch auf. Es sind Gauchos; schlanke, braune Kerle. Sie allerdings sitzen im Personenwagen, denn sie sind die Herren in diesem Lande.

Herren — und doch ärmer als jeder europäische Bauernknecht. Aber sie wissen's nicht anders . . .

Es ist rührend zu sehen, wie der Indianer nun, seit wir fahren, nur mehr auf sein Huhn achtet. Immer wieder prüft er, ob die Fessel hält; hebt das Huhn hoch, wiegt es in den Händen und legt es sorgsam wieder hin.

Er meint es sicher gut mit dem Tier. Manchmal streicht er ihm mit seiner großen, aber nicht unschönen Hand leicht über den schwarz befiederten Rücken. Dann erschrickt das Huhn und duckt sich — es glaubt wohl, die schwere Hand wolle es töten.

Doch daran denkt der Indianer nicht. Zwei volle Tagereisen sind nötig, um in die Ortschaft zu ge-

langen. Heute fährt der Zug nur bis „Kilometer vierzig". Dort müssen wir nächtigen. Wenn das Huhn heute getötet wird, stinkt morgen der Braten. Wir sind hart an der südlichen Grenze der Tropen.

Darum muß es die lange Reise lebend überdauern; unbarmherzig gefesselt. Ich staune über die Zähigkeit dieses Hühnerlebens.

Den Indianer beschäftigt nur sein Huhn, seit er es in der Nähe irgend eines Ranchos gestohlen hat. Er wird es gut verkaufen können, denn es ist jung und fett. Und man bekommt in dem Almacén ein paar Tabakblätter um den Erlös; oder, vielleicht, einige Gläschen Cana.

Solche Kostbarkeiten sind wohl wert, daß man zwei Tage lang auf ein Huhn aufpaßt; und die längste Reise wird kurzweilig, wenn man angenehme Begleitung hat — und sei es auch bloß die eines Hühnchens. — —

Nach einigen Stunden haben wir die zwanzig Kilometer bis zur heutigen Endstation zurückgelegt.

*

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages finden sich die Passagiere wieder auf dem Bahnsteig zusammen und erwarten geduldig das Eintreffen des Anschlußzuges. Die Station ist nur durch das Vorhandensein des unentbehrlichen Wasserfasses kenntlich gemacht.

Auch der Indianer befindet sich unter den Wartenden. Die erste Klasse des „Hotels", in dem ich

die Nacht verbrachte, bestand aus zwei Zimmern mit niedrigen Pritschen, die auf dem holprigen Erdboden standen. Ich war der einzige Gast. Aber auch unter den Gästen der zweiten Hotelklasse, die in einem engen Raum zusammengepfercht lagen, hatte ich den Indianer nicht bemerkt.

Demnach mußte er im Freien geschlafen haben, wie er es gewohnt war, unempfindlich gegen die Stiche der Moskitos und die Bisse der Beißmücken. Ich hatte mich während der Nacht zwar unter meinem „mosquitero" verschanzt, aber mein Gesicht und die Hände sind dennoch angeschwollen und meine Füße mit vielen kleinen Wunden bedeckt, die heftig schmerzen. Die rotbraune Haut seines Körpers dagegen ist vollkommen glatt und rein.

Der Indianer sitzt vornübergebeugt auf einer leeren Benzinkanne und hütet das gefesselte Huhn. Dieses scheint sich in das Unvermeidliche gefügt zu haben oder es ist von der Hitze erschlafft, denn es liegt schlafend in dem Schoß seines Herrn.

Nun kennen wir uns schon: der Sohn der Wildnis und ich, der Fremde, der „gringo". Ich reiche ihm eine Zigarre. Aber — wie mißtrauisch und schlau ist der Mann! Sieht er, daß ich meine Kamera bereit halte? Warum zögert er sonst, die Zigarre anzunehmen?

Und wirklich: erst als ich ihm mit einem Blick auf den Apparat und eine verneinende Handbewegung zu verstehen gebe, daß ich seine Freund-

schaft nicht erkaufen will, um ihn nachher zu verzaubern — dann erst nimmt er mein Geschenk entgegen. —

Mit stundenlanger Verspätung fährt der inzwischen eingetroffene Zug endlich wieder ab. — Wieder sitze ich neben den Mestizen im überdachten Wagen. Der Indianer hockt auf einem hochgetürmten Holzstoß und bewacht sein Huhn.

Die Sonne brennt höllisch heiß und ihren versengenden Atem mildern auch der Schatten und die Zugluft nur schwach. Aber unbedeckten Hauptes hält der Naturmensch dem Sonnenbrande stand, mit dem tiefschwarzen glatten langen Haar als einzigen, natürlichen Kopfschutz.

Über die buschreiche Ebene geht die Fahrt. Heute entwickelt der schwer beladene Zug eine Geschwindigkeit, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Die Stöße und Püffe des schlecht gefederten Wagens übertragen sich auf die fröhlich aufkreischenden Fahrgäste, und wenn eine kleine Entgleisung den Zug auf der Strecke gelegentlich zum Halten zwingt, wirft der unerwartete Ruck alle durcheinander.

Als wir einen Palmenhain von gewaltiger Ausdehnung durchqueren, lacht der Schaffner, mit dem ich mich in ein Gespräch in spanischem Kauderwelsch eingelassen habe, plötzlich auf: Ein laut gackerndes Huhn flattert mit heftigen Flügelschlägen schwerfällig an unserem Wagen vorbei . . . Ich kann noch sehen, daß es den Boden glücklich erreicht und wie vom Fuchs gehetzt,

teils laufend, teils flatternd in das hohe dürre Gras flüchtet.

Da wird auch schon der Indianer sichtbar. Mit einem mächtigen Satz springt er aus dem schnell fahrenden Zuge und verschwindet hinter dem Huhn im Grase.

Ich denke: Er wird es einfangen und morgen weiterfahren.

Aber alles zukünftige Geschehen pflegt sich in diesem Lande grundsätzlich jeder Voraussicht und Berechnung zu entziehen ... In der nächsten, etliche Kilometer entfernten Station haben wir wieder einen längeren Aufenthalt, durch das Heißlaufen eines Lagers verursacht. Und ehe noch das Abfahrtssignal ertönt, erscheint der Indianer mit seinem armen Huhn. Seelenruhig und mit wunderbarer Selbstverständlichkeit nimmt er seinen Platz auf dem Holz wieder ein; aber das Huhn läßt er nun bis ans Ende der Fahrt nicht mehr aus den Augen.

DER RECHTE AUGENBLICK.

Von dem kleinen, zähen Mexikaner angelsächsischer Abkunft war mir berichtet worden, daß ihn vor vielen Jahren eine ärgerliche Gerichtssache in diese einsame Chacogegend vertrieben hatte. Aber auch hier war er bald mit der Justiz in einen argen Gegensatz geraten und wurde, von allen edlen Gauchoseelen wegen des kleinen „Malheurs“ aufrichtig bemitleidet, seiner und ihrer Überzeugung nach schuldlos verurteilt und zu Unrecht eingesperrt.

Ich benützte die erste Gelegenheit, die sich bot, den chevaleresken Abenteurer, der erst vor wenigen Monaten aus dem Gefängnis heimgekehrt war, nach seiner letzten Affäre zu befragen. Meine Vermutung, daß ein Fläschchen Cana seine Zunge lösen würde, traf zu. Der Mexikaner nahm einen kräftigen Schluck und erzählte:

„Wir waren die besten Freunde . . . allerdings nicht von der Art jener, die glauben, daß Freundschaft zu irgend welchen Diensten verpflichte, sondern einer kümmerte sich nicht um den andern, ging es ihm nun gut oder schlecht. Wenn wir einander zufällig trafen, rief er: „Hallo — Fred“ und ich rief: „Hallo — Juan“ und dann

setzten wir uns zusammen ins Hotel, tranken und plauschten . . . Er konnte stundenlang erzählen, aber nur von den Weibern, denn er hatte für nichts anderes Interesse als für Weiber und Schnaps. Er stammte aus Bolivien, zwar von weißen Eltern, aber er war braun wie ein Indio. Reiten konnte er besser als jeder Gaucho, ja, noch besser als ich . . . und das will allerhand heißen, denn ich bin bei den Pferden, seit ich Beine habe — und das ist schon eine ziemliche Weile her . . . Wir erzählten einander unsere Erlebnisse, er die mit seinen Weibern und ich . . . aber das gehört nicht da her. Ich wußte, er würde sich eher die Zunge haben ausreißen lassen, als mich zu verraten, und er wußte, daß ich jeden glatt umgebracht hätte bei dem Versuch, mich nach ihm auszufragen . . . Er war ein Prachtkerl, einen guten Kopf größer als ich, schlank, mit einem Schädel, klein und rund wie eine Kokosnuß; dabei fast ohne Haare, denn die hatten ihm die Weiber ausgerissen . . . auf jede werden wohl nur ein paar Härchen gekommen sein. — Wir hielten gute Freundschaft; wer Geld hatte, zahlte.

„Einmal saßen wir wieder in unserer Kneipe beisammen. Ich hatte eben meinen Monatslohn abgeholt und brannte darauf, ihn loszuwerden, denn es gibt nichts Unangenehmeres für mich, als überflüssiges Geld in der Tasche herumzutragen. Wir aßen gut und tranken viel und er erzählte . . . er hatte niemals vorher so schön erzählt wie an jenem Abend! Ich trank noch mehr als sonst . . .

und das will allerhand heißen, denn ich trinke schon, seit ich eine Kehle habe — und das ist auch schon eine gute Weile her . . . Er konnte unheimlich viel vertragen, das vergaß ich vorhin zu sagen, deshalb hole ich's nach — es ist zur Beurteilung des Falles ungemein wichtig, sagte der Richter . . . Ja — er vertrug noch mehr als ich, aber ich hatte ihn an jenem Abend weit überflügelt und darum war er bestimmt noch ziemlich nüchtern, während ich schon etwas angetrunken gewesen bin — natürlich nicht so stark, daß ich nicht noch genau gewußt hätte, was ich redete und tat. Aber es ist merkwürdig bei mir, wenn ich trinke: je stärker ich betrunken bin, umso hellsichtiger und vorsichtiger werde ich — dagegen schien bei ihm die Wirkung doch eine andere zu sein, das stellte auch der Richter fest. — Wir unterhielten uns ganz ausgezeichnet — bis der Wirt die Bude schließen wollte und es zum zahlen kam . . . Ich ziehe also die volle Brieftasche und will zahlen. Da zieht auch mein Freund seine Brieftasche, um zu zahlen. Ich lachte, denn ich glaubte, er scherze. Er hatte nämlich in der letzten Zeit niemals Geld. Aber kein Zweifel — seine Brieftasche war voll. Er schlug sich auf die Brust und schrie: „Ich zahle alles!" Natürlich empörte ich mich gegen ihn, denn ich hatte doch schon vor ihm die Brieftasche gezogen und zahlen wollen. „Ich zahle!" brüllte ich und warf meine Geldtasche auf den Tisch. Aber er sprang auf und schmiß seine Tasche gleichfalls auf den Tisch . . . da

blieb mir nichts anderes übrig, als ihn über den Haufen zu schießen . . . bevor er schoß . . .

„Wenn man auf dem Kamp aufgewachsen ist, hat man den richtigen Augenblick fürs Losschießen schon im Gefühl . . . selbst im angetrunkenen Zustande behält man seine Geistesgegenwart . . . Wäre mir nicht die Ungeschicklichkeit passiert, zweimal zu schießen, hätte ich zehn Monate bekommen . . . so waren's vierzehn. Eine lange Zeit für einen, der gewohnt ist, den ganzen Tag im Sattel zu sitzen! Ich lernte schnitzen... werde Ihnen ein paar Sachen zeigen, die ich im Gefängnis machte . . . einen Pfeifenkopf aus Elfenbein, einen Stockgriff aus Holz . . . wenn Sie einen Augenblick warten wollen, hole ich die Sachen."

EIN PREUSSE.

Eine schmucke deutsche Kleinstadt mit Kirche und Schule, mit Vergangenheit und Zukunft, Biederkeit und Klatsch — versetzt auf den Urwaldboden eines wundervollen Seeufers, in die Nähe von Paraguays Hauptstadt . . .

Etwas Reizenderes, Lieblicheres als dies ferne deutsche Sprachinselchen San Bernardino ist nicht auszudenken.

Es liegt wie ein zartes Geheimnis über dem See, zwischen finsteren Wäldern.

Mein Wirt in Asunción kannte San Bernardino schon zu einer Zeit, da es sich die Bewohner nicht hätten träumen lassen, daß die Fremdlinge einst scharenweise in die Weltabgeschiedenheit ihres Dorfes dringen würden, um dort die Urlaubswochen zu verleben.

Vor ungefähr dreißig Jahren besuchte er seine Braut in dem entlegenen Nestchen.

Er hatte sie in der Hauptstadt kennengelernt, aber nicht mehr gesehen, seit sie im Elternhause mit unermüdlichem Eifer an ihrer Aussteuer nähte.

„Es war ein schöner, aber etwas heißer Tag," erzählte der Wirt. „Ich trug den neuen hellgrauen Anzug, den Panamahut und herrliche Lackschuhe, die ich mir eigens für den Besuch hatte

anfertigen lassen. Aber — die Schuhe drückten mich entsetzlich.“

„Die zwei Stunden Eisenbahnfahrt waren qualvoll. Ich fuhr I. Klasse — das war ich meiner Braut schuldig. Völlig unerträglich wurde der Stiefeldruck, als ich von der Endstation zur Barke ging, die mich über den See bringen sollte. — Es war gegen Mittag. Mit mir stiegen noch andere Passagiere aus, durchwegs San Bernardiner Bürger. Alle sahen mich forschend an und ich konnte die Gedanken jedes einzelnen unschwer erraten: „Das also ist der Bräutigam! — Wie alt ist er? — Was ist sein Beruf? — Aus welcher Familie stammt er? — Hat er Geld?“ — Ich biß die Zähne zusammen. Meinen Schmerz durfte ich nicht verraten, denn mein Ruf stand auf dem Spiel!

„Die Barke hatte zwei Decks. Das obere war luftig und deshalb zog ich es dem anderen vor.

„Ich machte mir keine Gedanken darüber, daß ich mich nur in Gesellschaft Eingeborener befand, während die Deutschen merkwürdigerweise das dumpfige Unterdeck benutzten. Ich hatte auf einer Bank Platz genommen und litt unsäglich.“

„Warum zogen Sie die Schuhe nicht aus?“

„Barfüßigkeit in meiner barfüßigen Umgebung hätte Gleichstellung mit dieser bedeutet! — Aber mit einem Male trat eine unerwartete Wendung ein. Der Kassier begann, die Gebühr für die Überfahrt einzuheben. Jeder zahlte seinen Peso. Auch ich gab ihm die Münze. „Zwei Peso!“ sagte er. „Alle zahlen einen — nur ich soll zwei zahlen?“

rief ich empört, denn Sie müssen wissen, ich bin Preuße und lasse mir eine Übervorteilung nicht bieten! Heute so wenig wie damals!“

„Sie haben vollkommen recht.“

Aber er gab nicht nach. „Es steht Ihnen frei, nach unten zu gehen,“ sagte er. „Dort ist mir die Luft zu schlecht — deshalb ziehe ich es vor, hier in der II. Klasse zu bleiben.“ „Dagegen ist nichts einzuwenden — aber Sie müssen doch I. Klasse bezahlen!“ „Warum?“ fragte ich pikiert. — „Weil Sie Schuhe tragen, Herr! Wer Schuhe trägt, i s t I. Klasse, auch wenn er II. fährt!“ — „Wenn ich nun aber meine Schuhe ausziehe,“ sagte ich und frohlockte eine Sekunde. „Auch der Besitz von Schuhen verpflichtet zur Zahlung der I. Klasse,“ erwiderte der Beamte.“

„Zahlten Sie?“

„Ich?! — Ich wurde wütend, riß die Schuhe von den Füßen . . . und warf sie in den See . . .“

„Ausgezeichnet!“ rief ich bewundernd und hob das Glas: „Eine wahrhaft preußische Tat!“

ZEITUNGSLESER.

Ich war überrascht, als ich die hohe Auflageziffer einzelner südamerikanischer Tageszeitungen erfuhr.

Erst nachdem ich in etlichen Städten beobachtet hatte, daß fast jeder Erwachsene Zeitungen unter dem Arm trägt, konnte ich mir die Auflage, aber immer noch nicht ihre Verwendung erklären.

„Ich glaubte, die Bevölkerung dieses Landes bestünde vorwiegend aus Analphabeten?“ fragte ich einen Bekannten.

„Dies trifft auch zu!“

„Weshalb kaufen sie dann Zeitungen?“

„Um den Anschein zu erwecken — sie könnten lesen!“

UM MITTERNACHT.

Durch die Avenida de Mayo zieht noch der Strom nächtlicher Pilger. Grellfarbiges Licht blitzt auf: an Firmenschildern und hoch oben über den flachen Dächern der zehnstöckigen Bauwerke. Autos gleiten fast lautlos vorüber, wie Glieder einer endlosen Kette. Dann und wann reißt sie, weil eine andere sie durchkreuzt — aber schon im nächsten Augenblick schließt sie sich wieder.

Noch um Mitternacht entfaltet die argentinische Riesenstadt ihren Reichtum und Luxus.

An den zahlreichen Kabaretts, Kasinos und Spielklubs gehe ich vorbei, dem Strande zu. Dort glänzen tausend Lichter und schimmern weit übers Meer.

Erst in der gestrigen Nacht bin ich angekommen; mit dem Flußdampfer durch das gewaltige Stromgebiet des La Plata.

Ich kam vom oberen Paraguay, wo er eben Brasilien erreicht, flußabwärts, durch endlosen, aber niemals eintönigen Urwald und an tausend Sandbänken vorbei, auf denen sich zahllose Alligatoren sonnen. Selten eine Stadt, hie und da eine junge Kolonie von strebsamen, zukunftsfreudigen Menschen, häufiger ein einsamer Rancho . . .

und dann — über dem nächtlichen Strom, der sich allmählich zur Bucht weitet, ein Meer von Licht: Buenos Aires.

Und nun stehe ich auf dem Kai, an dem die Wellen weiß aufschäumen und plätschernd hinaufspringen, als wollten sie das Licht auslöschen in den Laternen, die in kilometerlanger Reihe das Ufer umsäumen. Zu meiner Linken, matt beleuchtet, liegen die Hafenanlagen. Sie bergen hunderte Schiffe aus aller Welt. Rückwärts, in einiger Entfernung, hinter gepflegten Gärten, klettern, nordamerikanisch, Bauten turmhoch in das Dunkel der Nacht.

Mich lockt eine enge Straße, aus der noch fröhlicher Lärm später Zecher dringt, wo in den Kneipen noch lustig musiziert wird und Matrosen aller Farben und Nationen den Sold der letzten Wochen in wenigen Stunden verjuxen. Ich betrete solch' ein Lokal und lasse mich in einer halbdunklen Nische nieder.

Nur Männer sind Gäste. Aber die große Musikkapelle auf der Galerie besteht aus zwanzig jungen, grell geschminkten Mädchen. Zehn von ihnen haben Instrumente.

Die Matrosen schicken den verheißungsvoll lächelnden Schönen Glas um Glas des irrsinnig teueren Sekts. Einer hat sich die schlanke Französin ausgesucht, ein anderer die kleine, rundliche Mulattin. Und alle sind lustig und zufrieden und niemand kommt zu kurz, weil niemand seine Auserkorene dem anderen mißgönnt.

In meiner Nähe sitzen vier Japaner; ihre Augen glänzen. Keiner spricht ein Wort. Vielleicht sind sie traurig, weil ihre Chancen bei den Mädchen nur gering sind; denn die vier Japs trinken schwarzen Kaffee.

An meinem Nebentisch macht sich ein mächtiger Kerl breit, der keine Uniform trägt. Aber man merkt ihm den Stand unschwer an: Er ist Heizer. Heizer auf einem jener großen Ozeandampfer, die sechzehn Knoten laufen.

Der Riese bestellt eine Flasche Champagner. Er füllt für die kleine Mulattin den Kelch und schickt den Kellner auf die Galerie. Für sich schenkt er das Wasserglas voll bis an den Rand.

Ein heißer Blick von oben — und in einem Zug leeren der Mann und das Mädchen die Gläser.

Jetzt hat die Mulattin schon zwei Bewerber. Man begreift ihren Stolz.

Der erste, ein schwächlicher, etwas angetrunkener Matrose, tritt an den Tisch des Riesen. Dieser umarmt ihn; und füllt das eigene Glas für den anderen mit dem moussierenden Sekt.

Und wie sie ihre beiden braven und vernünftigen Kavaliere so friedlich beisammen sieht, da jauchzt sie vor Freude, die kleine, rundliche Mulattin . . .

Ich zahle und gehe. — Es wird einsam um mich. Die Straßen haben sich fast geleert, aber aus den Kneipen dringt noch Jazzmusik. An den Straßenkreuzungen und auch vor den vielen Häusern, aus deren Glastüren und Fenstern rotes

Licht quillt, stehen Schutzleute, mit Gummiknütteln bewaffnet.

Wohl eine halbe Stunde lang wandere ich durch die schmalen, halbdunklen Straßen. Da stockt mein Schritt.

Ich höre liebe, vertraute Musik: Guitarre und Gesang. Nach einem Vierteljahr zum erstenmal wieder ein Wiener Lied, ganz nach Heurigenart gespielt und gesungen; langgezogen, sentimental, schwül: „Wien . . . Wien . . . nur du allein . . .“

Und andere Stimmen mischen sich in die des Sängers; echte Wiener Laute.

Ich trete ein.

Überhöht eine Art Loge, darin eine lustige Gesellschaft von jungen Leuten: Männer und Frauen. Unten sitzen nur der Guitarrespieler und ein kleiner, buckliger Mensch.

Ich bestelle Bier, das übliche Getränk.

Die Stammgäste in der Loge unterhalten sich lärmend in unverfälschtem Vorstadtdialekt: Ottakring oder Hernals. Burschen und Mädels necken einander, lachen und trinken.

„Wien . . . Wien . . .“

Nur der Wein fehlt.

Und deshalb wirkt das Lied, das der Mann mit der Guitarre auf meine Bitte noch einmal zu singen und spielen beginnt und in das alle, Wirt und Gäste, von neuem einstimmen, noch wehmütiger als sonst.

DIE BESTIE.

Noch niemals sah ich sie in geschlossenem Raum so undressiert wie heute; und ich bin ihr doch schon an vielen Orten und zu außergewöhnlichen Zeiten begegnet, ich habe sie oft genug in flagranti ertappt, wie sie sich schnaubend und schäumend auf ihr Opfer stürzt, wie sie es zwischen den Kiefern zerdrückt und mit sich schleppt, und ich habe auch schon zugesehen, wie sie ihren Raub schließlich irgendwo im Dunkeln zufrieden verzehrt.

Aber wenn der Haß in mir emporstieg und ich mich auf die wilde Bestie werfen wollte, um sie zu vernichten, immer dann fühlte ich, daß meine Kraft nur hinreicht, sie aufzureizen, nicht aber, sie zu besiegen. Deshalb bemühe ich mich zu tun, was mir die Vernunft sagt: die Bestie weder beim Fraß, noch in ihrer Siesta zu stören; denn sie ist unbesiegbar. Und wenn man glaubt, sie gezähmt zu haben, dann ist sie am gefährlichsten, weil man sich vor ihr nicht mehr schützt.

Heute sah ich sie, die scheinbar gezähmte, rückfällig, in herrlicher Wildheit; nur durch einen Zufall nicht in Europa, sondern in Südamerika; in Buenos Aires.

Ich wohnte hier nämlich zum erstenmal im Leben einem öffentlichen Boxkampf bei.

Vorher hatte ich nur ein einziges Mal richtig, nach allen Regeln, boxen gesehen; es war zu Montreal in Kanada. Ein Irländer, dessen Gast ich war, ließ vor dem Diner seine beiden prächtigen Jungens von zwölf und vierzehn Jahren antreten und führte mir ein sportgerechtes Match vor. Seither bin ich fest davon überzeugt, daß kaum ein anderes Training Körper und Willen derartig zu stählen imstande ist.

Aber ein Sport, berufsmäßig geübt, wird zum Handwerk; und in den Zirkus verpflanzt, erfordert es Zutaten, um Sensation zu werden. Hier: der Kampf zwischen ungleichartigen Boxern, damit einer knock-out geschlagen werden kann; und nicht weniger verlockend: die Gegenüberstellung von Angehörigen verschiedener Rassen und Völker als „Repräsentanten". Dadurch werden der Rasseninstinkt und das nationale Empfinden des Besuchers für die Eintrittskasse nutzbar gemacht.

Ihre eigenen Heiligtümer wirft der Unternehmer der Bestie vor . . .

In dem Zirkus, in den ich mich heute verirrt habe, klatscht, schreit und trampelt die begeisterte Menge eben beifällig, denn ein halbwüchsiger Junge hat ein anderes schmächtiges Kerlchen blutig geprügelt, aber allem Anschein nach völlig zunftgerecht, denn der Held wird wie ein sieghafter Cäsar gefeiert.

Nun betreten zwei andere Boxer den Ring,

von abschätzender Neugier umwittert: Der eine ist ein vielleicht fünfundzwanzigjähriger, hagerer, groß gewachsener Deutscher mit strohblonden Haaren und schneeweißer Haut; der andere, ein Neger, ist ungefähr um zehn Jahre älter, kleiner, aber untersetzt und muskulös.

Niemand kann auch nur eine Sekunde lang zweifeln, daß der Schwarze der Überlegenere ist. Ich bedaure den Blonden nicht. Der Mann sieht intelligent aus und er muß wissen, was ihm bevorsteht. Er überragt den Neger, der wahrscheinlich nicht lesen und schreiben kann, gewiß auf jedem anderen Gebiet, nur nicht auf dem aktuellen. Das Schauspiel, das er nun vorführt, ist scheußlich.

Der Kampf währt kaum eine Minute: Nach einigen kurzen, harten Stößen wälzt sich der Weiße auf dem Boden. Das Blut rinnt ihm aus dem Mund. Er ist außerstande, sich wieder zu erheben; wahrscheinlich hat er auch noch einen Rippenbruch erlitten.

Die Bestie ist aufgepeitscht. Man brüllt und pfeift; jubelt dem Neger zu; verlacht, verhöhnt den Deutschen.

Er wird hinaus getragen. Mitleidlos sehe ich in sein totblasses, schmerzverzerrtes Gesicht. Am liebsten möchte ich ihm zurufen: „Du dummer Junge, warum hast du nicht geistige Waffen gewählt?“

Die nächste Nummer: Zwei Jünglinge gehen auf einander los; recht ängstlich, wie es scheint.

Und da empört sich die Bestie, in ihren Erwartungen enttäuscht, denn jetzt genügt ihr ein harmloses Spiel nicht mehr. Sie verlangt Blut, Blut...

Wieder ein Deutscher; der andere ist ein brasilianischer Mulatte.

Diesmal gehört die Sympathie dem Deutschen: Er ist mittelgroß, schlank, kräftig und jung, ruhig und heiter; der Halbneger ist wieder kleiner, älter, gewiß auch stärker, aber sehr nervös.

Als der Kampf beginnt, wird es im Zirkus ganz still. Die Bestie scheint zu schlafen; aber in Wirklichkeit lauert sie nur, sprungbereit.

Der Brasilianer greift an; heftig und grausam. Der Deutsche wehrt ab. Ich glaube, er lächelt. Fast unbeweglich steht er mitten im Ring. Doch immer, wenn der Mulatte zu einem kräftigen Stoß ausholt, schlägt ihm der kühle Gegner schnell von unten aufs Kinn.

Immer wütender bestürmt der Farbige den Weißen. Dieser aber erhitzt sich nicht. Der Angreifer, rasend vor Wut, holt mächtig aus zum entscheidenden Schlag. Sein Partner kommt ihm wieder zuvor . . . der Mulatte schwankt — und schon haut ihn ein letzter, harter Stoß hin, auf den Boden.

Die Bestie, die den Endkampf mit furchtbarem Gebrüll begleitete, ist in diesem dramatischen Augenblick verstummt.

Der Deutsche verbeugt sich lächelnd und ich meine, er fühlt jetzt, daß ihm das Tier, dessen

Leidenschaften er bis zum Sturm entfesselt hat, gefügig ist wie ein alter Haushund.

Noch gilt ihm, dem Helden, der plötzlich einsetzende, tosende Beifall . . . aber schon im nächsten Moment reißt sich die Bestie von der Leine los, an welcher der Sieger sie hält . . . und wendet sich dem nächsten Kämpferpaar zu . . .

So schön undressiert konnte ich sie sehen, die menschliche Bestie . . . Sie hat die Zeit besser überstanden als die römischen Prunkbauten, die ihr vor zwei Jahrtausenden — „aere perennius" — errichtet worden sind.

DIALOG MIT EINEM WOHLMEINENDEN.

„Wie? Sie führen kein Tagebuch?“

„Ich wüßte nicht, für wen.“

„Natürlich für sich selbst!“

„Mein Gedächtnis ist zuverlässig.“

„Sie können nicht alles behalten!“

„Ein wahres Glück! Nicht alles ist die Erinnerung wert. Was sich dem Gedächtnis nicht fest einprägt, will vergessen sein.“

„Aber — durch immer neue Erlebnisse verblassen die alten . . .“

„. . . sofern die neuen bedeutsamer sind, gewiß!“

„Ich beneide Sie, daß Sie so leicht verzichten können . . .“

„Nennen Sie Verzicht, wenn man nicht gewillt ist, Vergangenem Gegenwärtiges oder Zukünftiges zu opfern?“

„So war's nicht gemeint!“

„Aber darauf kommt's schließlich doch heraus. Es gibt Menschen, die lassen sich von den Ereignissen wie vom Regen überraschen. Andere haben den Wetterhimmel beobachtet und können, sobald es losplatzt, ihren Regenschirm aufspannen, den sie vorsorglich mitnahmen. Jene ärgern sich über den lieben Gott und machen ihn dafür verantwortlich, wenn sie naß werden; wenn dagegen

Leute der zweiten Kategorie den Schirm wirklich einmal vergessen haben sollten, dann sind sie nur über sich selbst ärgerlich."

„Nun sagen Sie mir: Was hat diese Kategorisierung noch mit der Führung eines Tagebuches zu tun?"

„Sehr viel! In die erste Abteilung können sie alle Tagebuchschreiber stecken. Sie pflegen fein säuberlich zu vermerken, wie das Wetter gewesen ist. Die anderen bemühen sich indessen um die Wetterbestimmung für den nächsten Tag."

„Sie rechnen sich wahrscheinlich der zweiten Kategorie zu. Aber uns alle interessiert doch immer am meisten, was sich b e g e b e n h a t."

„Mich — im allgemeinen — nicht; und wenn es mitunter dennoch der Fall ist, dann schreibe ich die Begebenheit nieder. Nachher interessiert sie mich nicht mehr. Es ist die bequemste Art, das Gedächtnis zu entlasten, wenn es von einer lieben oder wertvollen Erinnerung noch über Gebühr beschäftigt wird. — Natürlich lüge ich immer gern ein bißchen dazu. Auch wenn es nicht unbedingt nötig wäre; nur aus Gewohnheit . . ."

„Nein! Weil Sie kein Tagebuch führen!"

„Möglich."

„Und auf Reisen —? Photographieren Sie?"

„Wenig; aber niemals, um das Gedächtnis, also das ungeschriebene Tagebuch, zu unterstützen, sondern nur, wenn das Motiv eine Aufnahme wirklich lohnt; oder manchmal auch, um Bekannten eine Freude zu bereiten."

„Schade, daß Sie nicht filmen! Es ist viel bequemer, einen Film zu drehen als ein Buch zu schreiben . . . und auch einträglicher!“

„Ganz gewiß!“

„. . . Warum tun Sie es nicht?“

„Herr — sehen Sie meine Haare an! Wie sind sie?“

„Dunkel . . . aber . . .“

„Fragen Sie ungeniert weiter! Zum Beispiel: „Warum sind Ihre Haare nicht blond?“ — Oder: „Warum haben Sie noch keine Glatze?“ Oder: Weshalb sind Sie eigentlich zur Welt gekommen?“ Oder: . . .“

„Wir haben uns entschieden mißverstanden, mein Herr!“

„Das ist bedauerlich; aber ich vermute, daß es auch künftig immer der Fall sein wird.“

DIE CHARAKTERLOSEN.

(Drama in 3 Akten.)

(Uraufführung: Prag, Deutsches Landestheater 1926.)

Pressestimmen anläßlich der Aufführung durch das Deutsche Volkstheater in Wien:

„. . . technisch-theatralisch packend . . . natürliche Sprache . . . dramatisch starke Akzente . . .“

(Neue Freie Presse.)

„. . . die Töne klingen rein, die Sprache phrasenlos . . . ein neues dramatisches Talent . . .“

(Neues Wiener Journal.)

„Der junge Dichter, mit dramatischer Energie geladen, zwängt hier in knappe drei Akte die ganze dumpfe Luft des Elends und der Verderbtheit, die über diesen unglücklichen Menschen lastet, mit zwingender Folgerichtigkeit, die in atemloser Spannung dem unvermeidlich unglücklichen Ende zuführt.“ (Wiener Allgemeine Zeitung.)

„Es hat Qualität, dieses Drama . . . der Autor ist stark auf den russischen Realismus eingestellt, ohne sich in das Gewirr slawischer Seelenproblematik zu verlieren, was fast als Vorteil bezeichnet werden muß.“

(Wiener Neueste Nachrichten.)

HERZ VON STAHL.

(Phantastisches Schauspiel in 5 Akten.)

DER TURMBAU.

(Schauspiel in 3 Akten.)







